



Berlin, den 5. Dezember 1898.

## Franz Joseph.

Den in Europa langenden und hangenden Monarchisten, auf deren legitimes Empfinden an einem zweiten Dezembertag ein erkältender Reif fiel, bietet der zweite Tag des Weihnachtmonats diesmal ein lehrreiches, tröstendes Schauspiel: sie erleben in Oesterreich, dem alten Patriarchalstaat, der dem flüchtig hinsblickenden Auge schon morsch, schon nahem Untergange geweiht scheint, eine liebliche Spätblüthe des monarchischen Gedankens, den mancher sich besonders klug dünkende Mann längst nicht mehr für keimfähig hielt und der in einem zerklüfteten Erdreich unter der kühlen Winter Sonne nun noch ein holdes Lenzwunder wirkt. Im Lande der Unwahrscheinlichkeiten wird das Unglaubliche wieder einmal Ereigniß. Die Deutschen, die ihres vom Jubelgebrüll umtosten Sieges über Baden nicht froh werden können, überlegen eben, ob sie die Leise wieder mit der lauten Obstruktion vertauschen sollen, und erklären feierlich, daß ihr Volksthum vernichtet werden muß, wenn auch nur die gautschisch gefünstigten Sprachverordnungen in Gesetzeskraft bleiben. Die Czechen reichen dem Grafen Thun die lange Liste ihrer Postulate ein und stellen sich, mit slavischer Schlaueit, als sei auf ihre berechtigten nationalen Ansprüche ihnen einstweilen kaum eine karge Abschlagszahlung gewährt. Slovenen und Italiener glauben die Stunde gekommen, wo vom gastlichen Tisch des Lebemannes, der dem Ministerium wie einem Coriandolispieß präsidirt, auch für sie ein paar Brocken abfallen könnten. Den Magyaren ist, seit ein Deutscher Kaiser als weithin vernehmbarer Rhapsode ihren Ruhm kündete, der Nationalstolz mächtig erstarrt, sie hadern mit ihrem Banffy, der die Schachermachei doch so gut wie der geriebenste Jobber versteht, und möchten am Liebsten die

heimliche in eine offene Herrschaft über Oesterreich wandeln. Die polnische Szlachta schnüffelt gierig umher und späht nach der Geschäftskonjunktur, die ihr die beste Beute ins Lager spülen könnte. Kein Stamm ist in Oesterreich zufrieden, keine Partei freut sich leidlos der politischen Zustände, — und dennoch vereinen sich alle Stämme und Parteien, um festlich das fünfzigjährige Regierungsjubiläum des Kaisers Franz Joseph zu begehen. Nur die Sozialdemokratie und die Schönerer-Gruppe bleiben der Festlust fern; aber auch diese Parteien hüten sich weise vor einer persönlichen Opposition gegen den Kaiser, die ihrer gedeihenden Sache nur schaden würde. Auf seinen Kaiser läßt der Oesterreicher nichts kommen; gegen ihn mag er selbst im hitzigsten Redekampf kein Schmähwort hören. Während Franz Joseph die Krone trug, ist der Staat der Habsburger aus Deutschland und Italien verdrängt und in den tiefsten Wurzeln seines Ansehens erschüttert, ganze Schaaren von Ministern sind, oft genug ohne ihr Verschulden, unter Haß und Verachtung bestattet worden und der Nationalitätenkampf hat Formen angenommen, deren Anblick einem neuen Hobbes wonnig das Herz wärmen könnte. Ueberall Unzufriedenheit, Zanf, wildes Gezeter, — und überall trotzdem eine ungefälschte Liebe zu dem Kaiser, in dessen Namen die unpopuläre Politik doch getrieben wird.

Ein seltsames, den Sinn befremdendes Schauspiel. Wer achtsam auf die Krämpfe geblickt hat, die seit Jahren den von Aerzten und Pfüschern oft allzu hastig gestriekten Leib der habsburgischen Monarchie durchzucken, möchte glauben, der Thron der schwachen Lothringer müsse längst ins Wanken gerathen, die Person des Monarchen zur Zielscheibe der Unzufriedenheit geworden sein. Konnte einem Herrscher, gegen dessen Minister, von Buol bis auf Badeni und Thun, so häufig sich die undisziplinierte Wuth der Massen waffnete, in seinem Lande Liebe erwachsen? Im Reich der Unwahrscheinlichkeiten ist das Unglaubliche Ereigniß geworden. Alle Krisen und Kämpfe haben das gemüthliche Vertrauensverhältniß des Volkes zu seinem Kaiser unversehrt gelassen. Und wenn man, um des Räthsel's Lösung zu finden, fragt, ob denn die Persönlichkeit dieses Monarchen so stark in ihrem Wollen, so leuchtend in erhabener Weisheit, so gewaltig in ihrer individuellen Wirkung sei, daß sie alle Fährnisse, alle Verfinsterungen des öffentlichen Geistes zu überstrahlen vermochte, dann wird man von jedem ernstern Oesterreicher ohne Zaudern die Antwort hören: Nein.

Nein: der Oesterreicher hält seinen Kaiser nicht für einen großen, das menschliche Mittelmaß überragenden Mann; er sieht in ihm nicht

einmal den Empfänger besonderer göttlicher Gnade. Mancher Zug, der die Beliebtheit ohne Glück regirender Herren sonst verständlich macht, wird an Franz Joseph vermißt. Er weiß sich nicht in Szene zu setzen, kommt, wenn er Leute aus bürgerlichen Gesellschaftschichten empfängt oder bei Ausstellungen einer Ansprache würdigt, kaum je über Banalitäten hinaus und hat den neugierig Lauschenden nie eine Probe ungewöhnlicher Geistesbeschaffenheit gegeben. Auch seinem Familienleben fehlte das ungetrübte, das rein erstrahlende Glück, das von der Höhe herab stets auf das Andachtbedürfniß der Menge wirkt: in seiner Ehe, deren Kette Lucchenis Feile gesprengt hat, gab es gleich im Anfang einen schweren Konflikt, die eiternde Wunde verheilte nie völlig und auf die Greisenjahre warf die Entartung und der schämliche Tod des einzigen Sohnes einen tiefen Schatten. Dazu kommt, daß von den verschiedenen Stämmen und Gruppen manche Wesensseite des Kaisers bemäkelt wurde: den Einen schien er zu feudal, den Anderen zu klerikal, Dem nicht deutsch und Jenem nicht magyrisch genug, hier zu centralistisch und dort zu föderalistisch gesinnt. In dem einen Glauben nur begegnen einander Alle, von Falkenhayn bis zu Adler, daß Franz Joseph ein gutmüthiger, liebenswürdiger und ehrlicher Mensch ist, der sich nicht überhebt, treu und bescheiden seine Pflicht thut, nach bestem Wissen und Gewissen das Wohl der Völker zu fördern bemüht ist, deren Vertrauensmann er sein soll und sein möchte, der Wahrheit, auch der unerfreulichen, leidig in das Hofidyll hineinklingenden, bewußt das Ohr nicht verschließt und sich von klugen Männern, wenn sie der Zufall in seine Nähe führt, eben so willig wie von der Macht der Thatfachen belehren läßt. Das ist nicht allzu viel; aber es hat genügt, ihm fünfzig schlimme Jahre hindurch eine Popularität zu sichern, der keine Kunst des höfischen Gefindes mit Knissen und Piffen nachzuhelfen brauchte.

Dieser Kaiser ist nie ausgefallen und hat nie mehr gewollt, als er konnte. Das ist das Geheimniß seines merkwürdigen Erfolges. Auch an ihn sucht, wie an alle Gekrönten, der Schmeichlerchor sich geschäftig zu drängen und der staunenden Menge zu verkünden, was die schwarzgelbe Welt, was Wien und Pest, was Kunst, Wissenschaft und Gewerbe dem weisen Walten Franz Josephs zu danken habe. In Wirklichkeit hat der Kaiser von Oesterreich aktiv in kein Gebiet menschlicher Bethätigung eingegriffen, auch nicht in den Bereich der im engsten Sinn so genannten Politik; er ließ die Dinge gehen, — manchmal länger vielleicht, als es für das Volk nöthig und nützlich war, denn der Muth und die Kraft zur Initiative ist in ihm nicht groß. Dafür

hatte er stets den für einen Regenten so wichtigen Muth, eine im Augenblick unpopuläre Politik zu dulden und mit seinem Namen decken zu lassen. Der populären Strömung ist er nur einmal gewichen: als er den Grafen Badeni opferte; und es giebt Leute, die behaupten, er habe diese Nachgiebigkeit sehr schnell bereut. Als einen unzuverlässigen Herrn hat er sich aber auch dem polnischen Dilettanten nicht gezeigt; er trennte sich erst von ihm, als der Minister selbst seine Lage als unhaltbar erkannt hatte. Daß er sich nicht von Launen beherrschen, von Geschichtsträgern und Hintertreppenpolitikern nicht stimmen läßt, hat er schon in Beusts, des schlauen Geberdenspähers, Tagen bewiesen; Graf Hohenwart und seine Kollegen konnten immer ruhig schlafen, wenn es ihnen möglich gewesen war, ihre Absichten und Pläne dem Monarchen selbst darzustellen. Es mag sein, daß der von Coronini und Bombelles erzogene Jüngling auch im Manesalter hierikalischen Einflüssen zugänglicher blieb, als es für das Oberhaupt eines modernen Staates wünschenswerth sein kann. Aber ist Oesterreich ein moderner Staat? Und entfernt in einem Lande, wo die politische Macht sich in Männern vom Schlage Luegers, Liechtensteins, Dipaulis und Jaworskis verkörpert, ein ganz von katholischen Vorstellungen erfüllter Monarch sich wirklich von der Willenslinie der gepriesenen Volksmehrheit? Für ein von den Wehen seiner slavischen Zukunft geschütteltes Oesterreich, das aus der deutschen Hegemonie verdrängt ward und tastend sein Lebenscentrum nun anderswo suchen muß, war und ist Franz Joseph der beste, tüchtigste Herrscher. Ein Mann von ungewöhnlicher Thatkraft und Intelligenz wäre an der Schwierigkeit der wirren Verhältnisse erlahmt. Franz Joseph begnügte sich mit der Repräsentantenrolle und überließ die Last und Verantwortlichkeit der Geschäftsführung seinen Ministern. Er hatte in Bregenz noch mit den Königen von Bayern und Württemberg über die deutsche Frage verhandelt, nahm dann Königgrätz in Ergebung hin und wurde ein guter Bundesgenosse des Deutschen Reiches und ein aufrichtiger Bewunderer Bismarcks, dessen rücksichtslose Geniepolitik ihm doch die deutschen Zukunftshoffnungen und Venetien geraubt hatte. Er sah die alte Freundschaft mit Rußland während des Krimkrieges schwinden und in der zweiten wilhelminischen Epoche des Deutschen Reiches wieder erstehen und blieb in jedem Wechsel der Zeiten gleichmüthig und gelassen. Er hat Felix Schwarzenberg, Bach, Schmerling, Belcredi, Hohenwart, Auersperg und Taaffe ertragen, hat sich in der auswärtigen Politik von Beust zu Andrássy befehrt und nie einem Minister, auch keinem noch so unselig haufenden,

mit Undank gelohnt. So sah ihn sein Volk, sieht ihn Europa: als einen bestimmten, in seinem Werth und seiner Begrenztheit genau zu ermessenden Faktor, mit dem man sich abfinden kann, bei dem es keine jähen Sprünge, keine launischen Ueberraschungen giebt. Kein genialer, aber ein höchst korrekter Kaiser. Der Kaiser für eingährendes, unruhvoll neue Stützpunkte suchendes Reich und für eine ehrfurchtlose, entgötterte Zeit, in deren Vorstellungskreis der Mystik der Raum täglich geschmälert wird.

Wie oft Franz Joseph im Laufe der fünfzig Regierungsjahre seine Privatansicht geändert hat? Man weiß es nicht; denn diese Privatansicht drang nie durch die Schloßmauern in die Menge. Der Kaiser von Oesterreich hat nie eine politische Gruppe gekränkt, nie ein schrilles Wort unter die Streitenden gerufen, nie den Kampfplatz der Parteien betreten. Das schien ihm nicht seine Aufgabe; denn er wollte ein Element des Friedens, nicht ein provozirender Schürer der Zwietracht sein, — ein Beruhiger, nicht ein Erreger. Er bewahrte in jeder Lage eine würdige, mitunter ein Bischen steife und fast immer individualitätslose Zurückhaltung und war zufrieden, wenn man ihn auf der Ringstraße, in Schönbrunn, Fischl und Gödöllö herzlich grüßte und sich im Uebrigen nicht um sein Leben bekümmerte, das er nach der Art eines vornehmen und bequemen Grandseigneurs eingerichtet hatte. Seine persönlichen Wünsche wurden nur in Heeresangelegenheiten sichtbar; sonst war er bemüht, sich auf keine Meinung festnageln zu lassen und in der Auswahl seiner Minister volle Freiheit zu behalten. Dieser kluge Takt schuf ihm die Möglichkeit, je nach dem Bedürfniß der Stunde mit den verschiedensten Regierungssystemen zu wirthschaften, ohne sich dem Tadel auszusetzen, der die sprunghaften, in unentwirrbare Widersprüche verwickelten Experimentatoren trifft.

Der Anblick ist lehrreich und tröstend: er zeigt, daß auch in Mitteleuropa die Monarchie noch leben kann, daß sie selbst dann nicht bedroht ist, wenn ihrem gekrönten Vertreter der persönliche Wesensreiz fehlt, der in Deutschland Wilhelm dem Ersten, in Rußland Alexander dem Dritten verliehen war. Ein Monarch, der über die seine Macht umhөгenden Schranken nicht hinausstrebt, der nicht auffallen, nicht als ein Weltwunder und Menschenheiterlöser angestaunt werden will, sondern sich ruhig hält und mit den Bürgern seines Reiches Freude und Leid theilt, hat auch in Zeiten politischen Niederganges und Haders nichts zu fürchten: das selbe Volk, das seine Minister haßt oder höhnt, windet ihm zu seinem Ehrentage den Kranz, der die Greisenstirn der stillen, friedlichen Haushalter mit frischem Frühlingsgrün schmückt.

## Die moralischen Triebkräfte im Leben der Gegenwart.

Wer Probleme der Moral behandelt, muß zwei Dinge auseinanderhalten: die letzte Ableitung der Moral aus unserer innersten Natur und unserem Grundverhältniß zum All auf der einen, ihre thatsächliche Entfaltung, ihr Werden und Wachsen innerhalb des menschlichen Kreises auf der anderen Seite. Wer Jenes entbehren zu können vermeint, verurtheilt seine eigene Denkweise unwiderruflich zur Flachheit; wer Dieses vernachlässigt, verzichtet auf eine Macht der Moral innerhalb der menschlichen Verhältnisse und auf den Gewinn des ganzen Menschen. Eine abschließende Behandlung muß Beides miteinander umfassen, aber es läßt sich ohne Schaden bald mehr die eine, bald mehr die andere Seite voranstellen; die zweite Richtung der Betrachtung ist es, in der sich die folgende Erörterung bewegt.

Eine derartige Betrachtung hat zur Grundlage die Ueberzeugung, daß der Mensch — empirisch angesehen — nicht schon moralisch ist, sondern es erst werden muß und daß er es nicht werden kann, wenn nicht der Lebensprozeß selbst ihn dazu bildet; Erfahrung und Arbeit müssen eine moralische Erziehung üben, eine dem Leben innewohnende Macht muß die Individuen über die rohen Naturtriebe und die enge Sorge um das eigene Befinden hinausführen. Das Hauptmittel dieser Erziehung besteht darin, daß, was zunächst durch den Zwang äußerer Verhältnisse an uns gelangt, allmählich ins Innere gewandt und von unserer Gesinnung angeeignet wird, daß, was zunächst nur hier und da, nur unter besonderen Umständen und Bedingungen, wirkt, allmählich von der Zufälligkeit abgelöst und über das Ganze des Lebens ausgedehnt wird. Diese Bewegung in einer besonderen Zeit verfolgen, heißt, die Annäherungen und Anknüpfungen zeigen, die das empirische Leben der moralischen Bildung hier entgegenbringt, heißt, den Platz der Moral in der Arbeit dieser Zeit auffuchen. So muß es auch geschehen, wenn es sich um die moralischen Triebkräfte der Gegenwart handelt.

Dem modernen Leben — und nur mit seiner charakteristischen Ausprägung haben wir es hier zu thun — ist zunächst eine energische Verneinung eigenthümlich: die Abweisung aller unsichtbaren Zusammenhänge und übernatürlichen Ordnungen. Das besagt eine Zurückdrängung der Religion und eine Schwächung ihrer moralischen Impulse. Nun wird gewiß die unmittelbare moralische Wirkung der Religion oft überschätzt. Was den Menschen zunächst zu ihr treibt, ist nichts Anderes als die Sorge um das eigene Glück, und auch innerhalb des Reiches der Religion erscheint so viel Neid und Haß, so viel Selbstsucht und Leidenschaft, daß unter menschlichen Verhältnissen die Macht der Religion nicht ohne Weiteres einen Gewinn der Moral bedeutet.

Daß aber trotzdem starke moralische Einflüsse von der Religion ausgehen, kann nur eine kurzfristige Betrachtung verkennen. Die unsichtbaren Güter, zu deren Erwerb anfänglich vielleicht nur selbstliche Motive drängten, beginnen, durch ihren eigenen Werth zu gefallen und zu bewegen, schon die Beschäftigung mit hohen und fernem Dingen vollzieht eine Erhebung über die kleinen Interessen und Sorgen des Alltages, die Ideen der Ewigkeit und Unendlichkeit ergreifen und erschüttern das Gemüth, übernatürliche Ordnungen, durch den Glauben in eine lebendige Gegenwart gestellt, wirken zur Anerkennung der Schwanken alles Menschlichen, zur Erweckung von Ehrfurcht und Pietät. Und indem sich Das, bei gesicherter Herrschaft der Religion, über die ganze Seele des Menschen ausbreitet, entsteht ein eigenthümlicher Typus der Moral, eine beständige Gegenwirkung gegen das Niedere und Gemeine im Menschenwesen. Insofern ist eine Erschütterung der Religion zugleich ein Verlust für die Moral; daß aber die Religion in der Neuzeit eine schwere Erschütterung erfahren hat, wer möchte es leugnen?

Das dadurch entstandene Manko glaubt aber das moderne Leben weitaus und leicht durch eine energischere Erfassung der unmittelbaren Wirklichkeit und eine volle Nuzung der hier vorhandenen, sonst vernachlässigten Kräfte ersetzen zu können. Solche Wendung eröffnet zunächst eine endlose Mannichfaltigkeit, aber bei schärferem Zusehen erscheinen inmitten aller Zerstreuung leitende Ziele und verbindende Einheiten. Eine solche Einheit ist heute vor Allem die soziale Idee, das Streben, die Gesamtheit der Menschheit in allen ihren einzelnen Gliedern auf eine höhere Stufe des Wohlsins zu erheben, Noth und Elend nicht nur hier und da zu lindern, sondern sie in der tiefsten Wurzel auszurotten, die Güter einer hochentwickelten Kultur nicht nur einzelnen Klassen, sondern Allem zuzuführen, was Menschengefühl trägt. Dies Ziel vornehmlich giebt der Gegenwart eine Determination und Konzentration, von hier aus erscheinen gewisse Wahrheiten als selbstverständlich und für Alle verbindlich, hier wird Jeder in einen großen Strom hineingezogen. Auch eine eigenthümliche moralische Art, charakteristische moralische Triebkräfte erhält unsere Zeit dadurch, daß sie den Schwerpunkt ihrer geistigen Existenz nicht, wie frühere Epochen, in der Religion, auch nicht in der inneren Bildung des Menschen, sondern in der sozialen Arbeit findet. Denn es wird von dort her das Bewußtsein einer Solidarität der Menschheit erweckt, der Einzelne empfindet stärker die Verantwortlichkeit für die Lage des Ganzen, Noth und Leid des Einen wird direkter vom Anderen mitgeföhlt, von der Empfindung aber drängt es mit einer früher unbekanntem Energie zu thatkräftiger Leistung, zu einem unermüdlischen Wirken für die Anderen und das Ganze. Ein wesentlicher Zug ist dabei, daß jene soziale Thätigkeit nicht als eine Sache von Gunst und Gnade, nicht als ein Ausfluß bloßen Wohl-

wollens, sondern als eine Pflicht des Einen, als ein Recht des Anderen gilt; Das ist der Punkt, wo die — anderswo oft gering geachtete — Pflicht-idee dem modernen Menschen nahe kommt und ihm eindringlich wird; ein Recht des Anderen anerkennen, heißt aber, sich auf seinen Standpunkt versetzen und dem eigenen Begehren Schranken ziehen. Solche Gesinnungen finden heute einen Weg in die Gesetzgebung und das staatliche Leben; nach der sozialen Richtung hin liegt auch, was Kunst, Literatur und Philosophie an moralischer Wirkung üben. Die Wandlung gegen frühere Zeiten ist augenscheinlich. Erschienen sonst die Dichter als die Lehrer und Bildner der Menschheit und sollte ihr Schaffen durch Entwerfung hoher Ideale das Niveau des menschlichen Daseins heben, so möchten sie uns jetzt durch die Anschaulichkeit ihrer Schilderung die Wirklichkeit näher bringen, ihre Eindrücke mit größerer Stärke empfinden lassen, durch eine muthige Aufdeckung der Nachtseite des menschlichen Daseins Theilnahme erwecken. Wenn die Philosophie sonst eine moralische Bildung förderte, indem sie entweder mit Plato eine vornehme, allem Gemeinen abholde Denkweise vertrat, oder in stoischer Art den Menschen zu innerer Selbstständigkeit und männlichem Pflichtbewußtsein aufrief, so wirkt sie heute, so weit sie überhaupt wirkt, zur Stärkung der Solidarität und als Antrieb zu sozialer Arbeit.

So empfängt aus der sozialen Richtung die moderne Moral einen durchaus eigenthümlichen Charakter. Eine thatkräftige, greifbaren Leistungen zugewandte, vom Geschick des Ganzen bewegte, den ganzen Umfang des Lebens umfassende Art ist unverkennbar, man möchte die Ethik überhaupt als Sozial-ethik gestalten, ohne genügend zu prüfen, ob damit nicht ein schiefer, die Sache verflachender Begriff eingeführt werde. Ueberhaupt lassen die augenscheinlichen Vorzüge der neuen Art leicht ihre Schranken und ihre Gefahren vergessen. Das Interesse wird oft ganz durch die äußere Lage absorbiert, an ihrer Verbesserung scheint alles Heil zu hängen, ihre durchgreifende Umwandlung soll glückliche und tüchtige Menschen erzeugen, ein Paradies auf Erden schaffen. Damit eine Vernachlässigung der inneren Probleme, eine Richtung der Gedanken nach außen, auch eine Ueberschätzung des menschlichen Vermögens, ein Hervorbrechen eines unerfülllichen Glücksdurstes, eine Erweckung ungeheurer Leidenschaften.

Aber es fehlt im eigenen Kreise des modernen Lebens nicht an einer Ergänzung der sozialen Bewegung, an einer Gegenwirkung. Das ist die Befreiung und Entfaltung des Individuums, wie sie seit dem Ausgange des Mittelalters einen Hauptzug der modernen Art bildet und durch alle Wandlungen hindurch bis heute fortbauert. Schien vorher das Individuum nur werthvoll als ein Glied eines größeren Ganzen und erfolgte alle Ordnung seines Lebens von dort her, so geschieht nun eine Umkehrung dahin, daß sich alles geistige Leben zunächst dem Individuum darstellen und alle Gemein-



schaft von den Individuen aus aufbauen soll. Diese Schätzung des Individuums giebt manche moralische Impulse preis, die vorher unentbehrlich dünkten. Es sank die erziehende Macht großer gesellschaftlicher Ordnungen und fester Gliederungen, Autorität und Tradition verloren ihren Boden, Sitte und Gebrauch ihre Heiligkeit, nirgends schien es eine vom Menschen unabhängige Norm zu geben, Ehrfurcht und Pietät schwanden mehr und mehr aus den menschlichen Beziehungen. Dazu erzeugte die moderne Gestaltung von Technik und Verkehr eine größere Freiheit der sozialen Bewegung, ein leichtes Herausstreiten aus den gewohnten Verhältnissen, zugleich aber eine Abschwächung der Kontrolle der gesellschaftlichen Umgebung, einen Verlust an überwachender Autorität. Das Alles kann so verstanden und so gewandt werden, daß die zufällige Lage und Laune des Individuums zur höchsten Instanz wird und daß das gesellschaftliche Leben nichts Anderes bedeutet als ein Zusammentreffen, leicht einen Zusammenstoß der nur auf ihr eigenes Wohl bedachten Individuen.

Aber für das Ganze der Menschheit enthält die Wendung zum Individuum keineswegs nur eine Verneinung, sondern auch eine sehr entschiedene Bejahung, auch in moralischer Beziehung. Denn in der kräftigeren Entfaltung des Individuums liegt das Verlangen einer größeren Unmittelbarkeit und Wahrhaftigkeit des Lebens; nicht aus äußerem Zwange, sondern aus eigener Ueberzeugung und Empfindung heraus soll der Mensch handeln, nirgends soll er ein bloßes Exemplar der Gattung oder ein Stück einer Organisation bleiben, vielmehr soll er auf sich selbst stehen, seine eigene Art entfalten und diese Art in alles Thun hineinstecken. In dieser Richtung entwickelt sich eine Freiheit nicht nur auf politischem und gesellschaftlichem Gebiet, sondern auch für alle persönlichen Beziehungen von Mensch zu Mensch. So im Verhältnis von Eltern und Kindern, so im Verhältnis der Geschlechter. Und warum könnte sich nicht aus der Freiheit eines Vernunftwesens ein inneres Gesetz entwickeln und einbringlicher wirken als aller von außen auferlegte Zwang? Ja, die Individualität kann, tiefer verstanden, ihrer ganzen Ausdehnung nach zu einer herantretenden Norm werden. Denn eine geistige Individualität ist kein fertiges Datum, sondern eine fortlaufende Aufgabe, sie enthält Forderungen und setzt Schranken, sie wirkt allem Stoff gegenüber als eine umbildende und formgebende Macht. So veredelt sie alle persönlichen Verhältnisse, alle Arten der Liebe, besonders, als der stärkste Damm gegen die Rohheit des Naturtriebes, die geschlechtliche; so verfeinert sie alles Empfinden, läßt Kunst und Wissenschaft mehr in den Dingen sehen, macht die Besonderheit des einzelnen Augenblickes bedeutsamer, vollzieht demnach durchgängig eine Erhöhung des Lebens, zugleich aber eine Austreibung bloßer Willkür, eine Bindung an das Gesetz der eigenen Natur. Das Alles freilich nur, sofern die Individualität in höherem Sinne genommen wird; aber warum sollte Das nicht geschehen können, warum sollte die große Idee an die niederste Fassung gekettet bleiben?

Wie aber, recht verstanden, die Individualität in ihrem eignen Wesen ein Gesetz und eine bildende Kraft enthält, so erzeugt die Wendung zum Individuum auch aus den gegenseitigen Verhältnissen der Menschen eine Fülle von Zusammenhängen und Einschränkungen. Die Freiheit, die das Individuum für sich selbst verlangt, kann es den Andern unmöglich als ihr Recht versagen; so müssen die Einzelnen einander achten und beschränken, die Rechts-idee erlangt auch an dieser Stelle eine nicht geringe Macht.

Ferner bringt die freiere Bewegung des modernen Lebens die Individuen in unvergleichlich mehr gegenseitige Berührungen, sie vollzieht damit eine Ausgleichung und Abschleifung; so entsteht im Zusammensein eine gemeinsame geistige Atmosphäre, es entstehen Gesamtmeinungen und Gesamtstrebungen, welche die Individuen bei aller scheinbaren Willkür fest umfassen und sicher zusammenhalten. Ist überhaupt das Streben, in der Schätzung der Mitmenschen Etwas zu gelten, bei ihnen Anerkennung und Auszeichnung, jedenfalls keine Mißbilligung zu finden, eine besonders starke Triebkraft des menschlichen Handelns, so verstärkt sich Das mit jenem Anwachsen der gegenseitigen Beziehungen der Menschen und mit der größeren Offenheit und Bewußtheit des modernen Lebens. Die öffentliche Meinung wird jetzt zu einem Gewissen der Menschheit und des Menschen; ist es aber für ihren Zusammenhang mit der Erhöhung des Individuums nicht bezeichnend, daß der selbe Denker, der das Recht des Individuums in Staat, Gesellschaft, Erziehung besonders nachdrücklich zur Geltung brachte, daß John Locke zuerst neben dem göttlichen und dem staatlichen Gesetz ein Gesetz der öffentlichen Meinung anerkannt wissen wollte? Nun ist das Handeln unter dem Druck der öffentlichen Meinung zunächst gewiß recht äußerlich und scheinhaft. Aber ganz ohne Werth ist selbst nicht das Streben nach einem erträglichen Schein, vor Allem aber läßt sich auch hier auf die Wendung von außen nach innen, von der Handlung zur Gesinnung vertrauen. Was zunächst der Andern wegen geschieht, kann nach und nach an sich Gefallen erwecken und schließlich als Selbstzweck das Handeln leiten.

Wenn die öffentliche Meinung den Menschen als eine unsichtbare Macht umfängt und ihn mit unsichtbaren Fäden lenkt, so fehlt es auf dem modernen Boden auch nicht an sichtbaren Zusammenhängen. An der Stelle der alten Organisationen erzeugt die Arbeit selbst neue Verbände der Menschen, aus den verschiedenen hier vorhandenen Interessen entwickeln sich Gruppierungen äußerlich freier, innerlich nicht minder gebundener Art und an die Stelle des alten Gemeinnes tritt jetzt der genossenschaftliche Sinn jener freien Verbände. Auch hier wird der Einzelne angehalten, einem Ganzen sich unterzuordnen und Opfer zu bringen; auch hier kann Das, was zunächst in selbstlichem Interesse ergriffen wurde, allmählich zum Selbstzweck werden.

In anderer Richtung vollzieht eine Individualisirung des Daseins und zugleich eine Heraushebung der Menschen über das kleine Ich die Idee der Rationalität. Hing das achtzehnte Jahrhundert an dem abstrakten Begriff der Menschheit, so hat das neunzehnte eine Fülle von individuellen Bildungen entdeckt und entfaltet; wie dadurch das gesammte Leben der Menschheit eine unermessliche Bereicherung erfahren hat, so erfolgt von hier aus auch eine mächtige Gegenwirkung gegen die Selbstsucht der Individuen. Allgemeine Aufgaben treten dem Einzelnen unvergleichlich näher und werden für ihn zwingender, wo Volk und Vaterland die Eigenthümlichkeit seiner eigenen Art in großen Zügen und in kräftigerer Ausführung vorhalten und zugleich den flüchtigen Augenblick einem Strom geschichtlichen Lebens einfügen. Die Individualität der Nation wird zu einer Brücke von den Sonderinteressen des Einzelnen zur Hingebung an allgemeine Zwecke. Wie viel sich damit für die Kräftigung des Lebens und die Bildung des Charakters gewinnen läßt, Das hat Fichte in seinen Reden an die deutsche Nation in glänzender Weise gezeigt; ob die Sache wirklich immer in diesem großen Sinne genommen ward, ist eine andere Frage. Denn die Individualität der Nation kann eben so wie die des Einzelnen höher und niedriger gefaßt werden; versteht ein Volk seine eigene Art als eine große Aufgabe, als ein hohes Ziel, so wird es unablässig an sich fortarbeiten, den vorgefundenen Bestand prüfen und sichten, so wird es über aller Besonderheit eine allgemeine Vernunft anerkennen und ihr das eigene Verhalten unterordnen; dann kann die kräftigste Entfaltung des einen Volkes keinen Nachtheil und keine Gefahr für die anderen bilden. Wird aber die nationale Art, so wie sie unmittelbar vorliegt, unbedingt festgehalten, glorifizirt, rücksichtslos und leidenschaftlich verfochten, so muß nicht nur die innere Bildung der Nation stocken, sondern auch ein Stand gegenseitiger Abstoßung und Verfeindung der Völker auskommen. Alle Unbill und Gehässigkeit, die früher der konfessionelle Zwist erzeugte, mag dann auf nationalem Boden neu aufleben, vor Allem die Verwendung von doppeltem Maß und doppeltem Gewicht, indem Jeder für sich wie ein gutes Recht in Anspruch nimmt, was er, sich gegenüber von Anderen geübt, als ein bitteres Unrecht beklagt. Früher hieß es: *cujus regio, ejus religio*; wir empfinden Das jetzt als barbarisch; sollten spätere Jahrhunderte günstiger über das *cujus regio, ejus natio* urtheilen, das heute so viel Macht gewonnen hat? Aber solche Möglichkeiten brauchen nicht nothwendig zur Wirklichkeit zu werden. Der vernunftgemäße Begriff der Rationalität kann sich behaupten, jene bloße Natur überwinden und zugleich für den modernen Menschen einen Hauptfaktor moralischer Erziehung bilden. Es ist ein Rückfall in das achtzehnte Jahrhundert, diesen mächtigen Strom von Leben und Kraft zu ignoriren und die Idee der Humanität nur in ihrer abstrakten Fassung gelten zu lassen.

So ist das moderne Leben von einer Fülle individueller Bildungen durchwoben; durch seine ganze Ausdehnung wirkt ein Prozeß der Individualisierung und bringt mit seiner formgebenden und zusammenhaltenden Kraft unerschöpfliche Antriebe moralischer Art. Ob solche Individualisierung des Daseins mit seiner vorher betrachteten Sozialisierung leicht zusammengeht, ob nicht vielmehr hier ein scharfer Zusammenstoß der Bewegungen und zugleich eine Spannung zwischen den moralischen Wirkungen entsteht: Das ist eine andere Frage. In einer Hauptrichtung stimmen jedenfalls beide Strömungen überein: in der Erhöhung des Menschen, der größeren Sorge für sein Wohlergehen, der kräftigeren Entfaltung seines Daseins; hier wie da bildet der Mensch den Mittelpunkt der Wirklichkeit. Nun aber bleibt auch dieser gemeinsame Zug nicht unangefochten, ein harter Widerspruch erwächst ihm von einer Seite, die zunächst auch nur der Wohlfahrt des Menschen dienen sollte: aus der modernen Gestaltung der Arbeit.

Die erziehende Kraft der Arbeit, auch in moralischer Hinsicht, bedarf keiner Erweisung. Nirgends mehr als hier erscheint jene innere Fortbildung des Menschen durch das Leben, jenes Hinauswachsen über die Anfangsstative, das als ein Grundgedanke unsere Betrachtung durchdringt. Der Gegenstand, den der Mensch zunächst von außen her und als bloßes Mittel für seine Zwecke ergreift, wird ihm vertraut und an sich werthvoll, je mehr seine Thätigkeit mit ihm zusammenwächst und sich in ihm darstellt; so wird die Arbeit zum Selbstzweck und erfüllt ihren Träger mit reiner Freude; jetzt kann sich der Mensch den Aufgaben des Werkes unterordnen und über seinem Gelingen den eigenen Nutzen völlig vergessen. Je energischer daher die Arbeit, je mehr sie Sache des ganzen Menschen wird, desto mehr kann sie zur Befreiung von kleiner Selbstsucht, zu innerer Erweiterung des Wesens dienen. Nun ist augenscheinlich die Gegenwart eine Zeit der Arbeit wie keine andere, straffer als je wird alle Kraft angespannt, enger als je verbindet sich unsere Thätigkeit mit den Gegenständen, mehr als je ist alles Gelingen an ihrer Ueberwindung und Aneignung gelegen. So muß die Arbeit auch ihren erziehenden Einfluß jetzt in vollstem Maße zeigen. In Wahrheit erhält das Leben einen gewaltigen Ernst, aller Müßiggang wird verschreckt, alles spielende Wesen ausgetrieben, alle Willkür geschnitten, wenn der Mensch unter die Zucht des Gegenstandes geräth und unverweigerlich dem Geses der Sache gehorchen muß. Auch an dieser Stelle entwickelt sich ein pflichtgemäßes Handeln und ein Pflichtbewußtsein, das in der Unterwerfung unter eine objektive Ordnung, in dem Erkennen der Gebundenheit zugleich ein Gefühl der Würde und Größe erweckt und dem Leben durchgängig eine größere Festigkeit verleiht.

Zugleich aber muß die moderne Arbeit mit ihren riesenhaften Komplexen dem Individuum die Empfindung einflößen, daß es für sich allein nicht das

Geringste vermag, daß vielmehr alles Gelingen ein Zusammenwirken vieler erfordert und daß nur diese Gemeinschaft der Leistung des Einzelnen einen Werth giebt. So wird unablässig der Sinn auf das Ganze der Sache gerichtet und dem Individuum seine verschwindende Kleinheit eingeprägt. *Multi pertransibunt et augebitur scientia.*

Aber diese seelische Wirkung der Arbeit hat eine Bedingung: was die Beschäftigung von außen heranbringt, Das muß in die Gesinnung gewandt und vom ganzen Menschen angeeignet werden; Alles, was diese Wendung nach innen hemmt, gefährdet auch jene Wirkung. Nun aber enthält gerade die moderne Art der Arbeit hier schwere Gefahren. Die Arbeit ist immer mehr über das unmittelbare Empfinden und Vermögen des Einzelnen hinausgewachsen, sie hat sich immer mehr ins Technische gewandt, sich damit ins Unendliche verfeinert und auch differenziert. Die fortschreitende Theilung aber läßt den Einzelnen ein immer kleineres Stück des Ganzen übersehen, er wird schließlich auch mit seinem Denken an dieses Stück gekettet, er gelangt nicht mehr zur Idee des Ganzen, er wird ein willenloses Rad eines großen Getriebes. Dann aber kann er nicht mehr das Werk als sein eigenes empfinden, er wird gleichgiltig, unlustig, ja feindselig dagegen, der seelische Kontakt mit dem Gegenstande wird immer matter, bis eine heranbildende Rückwirkung auf die Seele schließlich ganz erlischt. Zugleich verringert sich eine seelische Wirkung der Arbeit durch ihre fieberhafte Beschleunigung, die den Menschen von Leistung zu Leistung treibt, unablässige Verschiebungen erzeugt, auch die stärksten Eindrücke keine Wurzel in der Seele schlagen läßt. Eine direkte Schädigung der moralischen Bildung endlich wird die wachsende Verschärfung des Kampfes ums Dasein, der harte Zusammenstoß der Kräfte mit all seinen moralischen Versuchungen, wie ihn das moderne Leben erzeugt hat und ihn unablässig steigert. Die Aufregungen und Leidenschaften dieses Kampfes der Individuen, Klassen, Völker drohen, alle innere Freude am Gegenstande zu ersticken und alles Gefühl der Solidarität zu unterdrücken. So scheint die Arbeit, die nach ihrer innersten Natur die Menschen einander verbinden sollte, sie schroff zu spalten und sie in unerbittliche Feindschaft zu treiben.

Der Kern aller dieser Gefahren ist die Ablösung der Arbeit von der Seele und die Bewältigung der Menschen durch eine seelenlose Werkthätigkeit. Das ergibt bei ungehemmter Steigerung eine Mechanisierung des Daseins, eine Herabsetzung des Menschen zu einem „beseelten Werkzeug“. Der schroffe Gegensatz zu den vorhin behandelten Triebkräften ist augenscheinlich: dort erfährt der Mensch mit seinem Affekt und Befinden eine unermessliche Steigerung, hier wird ihm alles Fürsichsein ausgetrieben; dort wurde er als höchster Selbstzweck behandelt, hier wird er ein willenloser Sklave der Arbeit, ein bloßes Mittel eines seelenlosen Kulturprozesses. Nur eine matte Gesinnung kann einen solchen Widerspruch ertragen.

Die Darlegung zeigte, daß das moderne Leben gerade in seiner spezifischen Ausprägung reich ist an moralischen Triebkräften; das Alles wegzuworfen und sentimental oder auch pharisäisch über die Zeit zu klagen, muß danach als grundverkehrt erscheinen. Aber zugleich zeigte sich die Anregung der Zeit voller Probleme, sowohl jeder einzelne Punkt als auch ihr gegenseitiges Verhältnis stellt große Aufgaben, fordert eigene Entscheidungen. Das seelisch Bedeutsame ist immer erst zu erringen, die Zeit ihrer eigenen Idealität erst zuzuführen. Die Hauptpunkte seien hier in einzelne Thesen zusammengefaßt.

I. Bei den einzelnen Triebkräften enthält das Durchschnittsleben ein wirres Durcheinander von höherer und niederer Fassung, von Wirkung und Gegenwirkung. Es bedarf hier einer energischen Scheidung und einer Zusammenfassung der höheren Elemente. Das kann sich nun und nimmer aus jenem Durcheinander von selbst herausbilden, sondern es verlangt eine Bewegung zu den moralischen Prinzipien, eine Entfaltung der Moral nicht als einer bloßen Begleiterscheinung der Kultur, sondern als eines völligen Selbstzweckes.

II. In ihrem unmittelbaren Dasein bilden die moralischen Impulse der Zeit einen unerträglichen Widerspruch. Sozialisierung und Individualisierung ziehen nach entgegengesetzter Richtung. Beiden aber steht schroff entgegen die Mechanisierung des Lebens, dieses scheinbar unvermeidliche Ergebnis der modernen Arbeit. Solche Widersprüche sind nicht durch schwachmüthige Kompromisse zu heben, die vielleicht den Schulphilosophen erfreuen, die Menschheit aber gleichgiltig lassen; es bedarf einer muthigen Vertiefung des Denkens und Lebens, um in jenen Gegensätzen verschiedene Seiten, Aufgaben, Beziehungen einer umfassenden Wirklichkeit zu ergreifen.

III. Für alle modernen Triebkräfte war charakteristisch die Bewegung von außen nach innen, von der Handlung zur Gesinnung, die allmähliche Wandlung und Veredlung der Motive durch den Prozeß des Lebens. Eine solche Bewegung ist unbegreiflich ohne das Entgegenkommen einer inneren Natur, ohne eine Tiefe der Seele, die den Menschen mit geistigen Ordnungen verbindet. Dieser geistige Grund unseres Lebens ist heute verdunkelt, er bedarf einer Aufhellung, einer Herausarbeitung. Sonst bleibt das Leben leer in aller Fülle und matt in aller Aufregung.

Offenbar weisen alle drei Punkte nach einer Richtung: unser geistiges Vermögen ist selbständiger zu entfalten, unsere moralische Grundkraft neu zu beleben. Das kann uns niemals aus den Zeitverhältnissen zufallen, es war und bleibt stets eine freie That des Menschen. Wird sich nicht auch bei uns der Muth zur geistigen Kraft finden, kann insbesondere das deutsche Volk dauernd vergessen, daß aus ihm die moralische Erneuerung der Reformation und der kritischen Philosophie hervorging?

## Giftige Getränke.

Kein Hausrecht kann zweien Herrn dienen; entweder er wird einen lassen und den andern lieben; oder wird einem anhangen und den andern verachten. Ihr König nicht Gott seinen dem Roman dienen. Co. Lucii, XVI, 13.

**G**roße Flächen vom besten Boden, der Millionen von heute im Elend befindlichen Familien ernähren könnte, sind dem Anbau von Tabak, Weinrebe, Gerste, Hopfen und besonders von Hafer und Kartoffel gewidmet, die zur Erzeugung alkoholischer Getränke, Wein, Bier, Branntwein, bestimmt sind. Millionen von Arbeitern, die nützliche Gegenstände erzeugen könnten, sind bei der Erzeugung dieser Getränke beschäftigt. Man hat berechnet, daß die Branntwein- und Bier-Industrie in England den zehnten Theil der Arbeiter in Anspruch nimmt.

Was sind nun die Folgen der Fabrication und des Genusses von Wein, Schnaps, Bier?

Ein altes Märchen erzählt uns: Ein Mönch hat einmal mit dem Teufel eine Wette abgeschlossen, daß er ihn verhindern könne, in seine Klosterzelle einzudringen; gelingt es dem Teufel, hineinzukommen, so verpflichtet sich der Mönch, zu thun, was Jener befehlen wird. Der Teufel nahm die Gestalt eines verwundeten Raben an, erschien mit herabhängenden, blutenden Flügeln an der Thür der Zelle, häupfte umher und wehklagte. Der Mönch hatte Mitleid mit ihm und brachte ihn in seine Zelle. Der Teufel, der also die Wette gewonnen hatte, ließ dem Mönche die Wahl zwischen drei Verbrechen: Mord, Ehebruch oder Trunkenheit. Der Mönch wählte die Trunkenheit, — in dem Glauben, daß er nur sich selbst schaden werde, wenn er sich betrinke. Als er aber getrunken hatte, verlor er die Vernunft, ging ins Dorf und ließ sich dort, von einer Ehefrau in Versuchung geführt, einen Ehebruch zu Schulden kommen; dann wollte er sich gegen den Gatten, der ihn überrascht hatte und auf ihn losgestürzt war, vertheidigen und ermordete den Mann. Das sind nach dem Märchen die Folgen der Trunkenheit.

Und so sind sie auch in Wirklichkeit. Selten ist es, daß ein Dieb oder ein Mörder in nüchternem Zustande stiehlt oder tötet. Die Statistiken der Gerichte erweisen, daß neun Zehntel der Verbrechen in der Trunkenheit verübt werden. Den besten Beweis dafür, daß die Mehrzahl der Verbrechen durch Alkohol herbeigeführt wird, liefert die Thatsache, daß in den wenigen Staaten

Amerika, wo der Alkoholkonsum unbedingt verboten ist, Verbrechen fast gar nicht mehr vorkommen: es giebt da weder Diebstahl noch Mord und die Gefängnisse sind leer. Das also ist die erste Folge des Genusses alkoholischer Getränke.

Die zweite Folge ist die schädliche Wirkung dieser Getränke auf die Gesundheit. Abgesehen von den nur Trinkern eigenthümlichen Krankheiten — schrecklichen Krankheiten, die vielen Menschen den Tod bringen —, hat man auch beobachtet, daß Trinker, die sich eine gewöhnliche Krankheit zugezogen haben, schwerer gesund werden, so daß die Versicherungsgesellschaften mehr auf das Leben der Menschen geben, die nicht Spirituosen genießen. Das ist die zweite Folge des Genusses alkoholischer Getränke.

Die dritte und entsehlteste ist die Verdunkelung der Vernunft und des Gewissens: die Menschen werden durch den Alkoholgenuß gröber, dämmer und böser.

Und welchen Nutzen bringt der Genuß dieser Getränke?

Gar keinen.

Die Vertheidiger des Schnapfes, des Weines, des Bieres versicherten zuerst, daß diese Getränke Gesundheit und Kraft verleihen, daß sie erwärmen und erfreuen. Heute aber ist die Falschheit dieser Behauptung bündig erwiesen. Diese Getränke stärken nicht die Gesundheit, denn sie sind giftig und der Genuß eines Giftes kann nur schädlich sein.

Die Thatfache, daß der Wein nicht Kraft giebt, ist mehr als einmal dadurch bewiesen worden, daß man Monate und Jahre hindurch die Arbeit eines trinkenden und die eines nicht trinkenden Arbeiters, die Beide von gleicher Kraft waren, verglichen hat; das Resultat war immer zu Gunsten des Nüchternen, der stets mehr und bessere Arbeit lieferte. Auch giebt es bei marschirenden Truppen, die Schnaps bekommen, mehr entkräftete und zurückbleibende Soldaten als bei solchen, die keinen Schnaps erhalten. Ferner ist nachgewiesen, daß Schnaps nicht dauernd wärmt, daß die Wärme, die er hervorruft, nicht anhält, daß der Mensch nach einem Augenblick der Aufregung noch mehr unter der Kälte leidet und daß ein Trinker schwerer als ein Nüchterner anhaltende Kälte ertragen kann. Die russischen Bauern, die im Winter vor Kälte sterben, erliegen ihr, weil sie sich durch Schnaps erwärmen.

Was die vom Wein herrührende Heiterkeit betrifft, so ist es heutzutage fast schon überflüssig, zu sagen, daß Dies nicht die wahre, die gesunde Heiterkeit ist. Jeder weiß, welche Bewandniß es mit der Freude der Säuser hat: es genügt, zu beobachten, was in den Wirthshäusern der Städte und bei den Festen der Dörfer vorgeht. Diese Freude hat immer Beleidigungen, Kaufereien, Bertwundungen, alle Arten von Verbrechen und eine Erniedrigung der Menschenwürde zum Epilog.

Der Alkohol giebt also weder Gesundheit, noch Kraft, noch Wärme



noch Freude; er erzeugt nur Uebles. Man müßte folglich meinen, daß jeder vernünftige und gute Mensch nicht nur selbst alkoholische Getränke nicht trinken, sondern sogar mit allen Kräften bemüht sein sollte, Andere von diesem Gift abzuhalten. Leider sehen wir täglich das Gegentheil. Die Menschen halten so sehr an den alten Sitten und Gebräuchen fest, sie können sich nur so schwer davon befreien, daß es in unseren Tagen noch viele gute und weise Menschen giebt, die — weit entfernt, den Genuß dieser Getränke und die Gewohnheit, sie anzubieten, aufzugeben — ihre üble Gewohnheit eifrig vertheidigen.

„Nicht der Gebrauch ist schlecht, sondern der Mißbrauch.“ „König David hat gesagt: Der Wein erfreut des Menschen Herz. Christus hat bei der Hochzeit zu Kana den Wein gesegnet.“ „Wenn man ihn nicht trinken würde, verlöre die Regierung die kräftigste Quelle ihre Budgets.“ „Es ist unmöglich, ein Fest, eine Taufe, eine Hochzeit ohne Wein zu feiern.“ „Wie sollte man nach einem guten Kauf oder Verkauf oder beim Besuch eines Freundes nicht einen tüchtigen Schluck nehmen?“ „Bei unserem Leben in Mühsal und Elend muß man trinken,“ sagt der arme Arbeiter. „Wenn wir nur gelegentlich und mäßig trinken, schaden wir Niemanden,“ sagen die Wohlhabenden.“ „Trinken ist die Freude Rußlands,“ sagte schon der Fürstsohn Wladimir. „Es schadet nur uns und geht nur uns an. Wir wollen Keinem Moral predigen und wir wollen sie von Keinem hören. Wir sind nicht die Ersten und wir werden nicht die Besten sein,“ sagen die frivolsten Menschen.

So sprechen die Trinker jeden Standes und Alters, um sich zu rechtfertigen. Allein diese Rechtfertigungen, die noch vor etwa dreißig oder vierzig Jahren annehmbar erscheinen konnten, können heute nicht mehr zugelassen werden. Sie klangen noch einigermaßen begründet, als man glaubte, der Genuß alkoholischer Getränke sei gefahrlos oder sie gäben gar Gesundheit und Kraft; als man noch nicht wußte, daß Alkohol ein Gift ist; als man noch nicht die furchtbaren, heute so erschütterlichen Folgen der Trunksucht kannte. Man konnte so sprechen, als es noch nicht Hunderte und Tausende von Menschen gab, die vorzeitig unter entsetzlichen Leiden sterben, weil sie sich das Trinken angewöhnt haben und sich nicht wieder davon frei machen können. Man konnte sagen, der Wein sei nicht schädlich, als man noch nicht Hunderte und Tausende von Frauen und Kindern sah, die hungern, weil ihre Väter und ihre Gatten sich dem Trunk ergeben haben. Man konnte es sagen, als man noch nicht jene Hunderte und Tausende von Verbrechern gesehen hatte, die jetzt die Gefängnisse und Zuchthäuser füllen, und jene Frauen, die der Wein der Prostitution zuführt. Man konnte es so lange sagen, als wir noch nicht wußten, daß Hunderttausende von Menschen, die zu ihrem eigenen Glück und zum Glück Anderer weiter leben konnten, ihre Kräfte, ihre Ver-

nunft und ihre Seele verloren haben, weil es alkoholische Getränke giebt und sie von diesen Giften in Versuchung geführt wurden.

Heute kann und darf man nicht mehr sagen, daß der Alkoholgenuß eine persönliche Angelegenheit ist; daß der mäßige Genuß ungefährlich sei; daß Jeder wisse, was er thue, und von keinem Anderen Lehren zu empfangen habe u. s. w. Nein: Das ist keine Privatsache mehr, Das ist eine soziale Angelegenheit von größter Bedeutung. Ob sie es wollen oder nicht: alle Menschen sind heutzutage in zwei Lager getheilt: die Einen kämpfen mit Wort und Beispiel gegen den unnützen Genuß eines Giftes; die Anderen vertheiligen ebenfalls mit Wort und Beispiel dieses Gift. Und diesen Kampf sehen wir in allen Ländern; seit zwanzig Jahren wird er mit besonderer Energie bei uns in Rußland geführt.

Jasnaja Poljana.

Lew Nikolajewitsch Tolstoi.



## Die Friedenskonferenz.

Die Abrüstungsfrage ist, vom Kriegsherrn der gewaltigsten Militärmacht der Welt angeregt, von so hohem Interesse, daß es gestattet sei, nochmals auf sie — und zwar mit einigen zur Diskussion zu stellenden Vorschlägen — zurückzukommen.

So ungemein schwierig auch die praktische Gestaltung und Durchführung einer Abrüstung oder Einschränkung der Rüstungen erscheint und so wenig man sich in dieser Hinsicht übertriebenen Hoffnungen hingeben darf, so kann es dennoch als ein günstiges Vorzeichen für die Arbeiten der Friedenskonferenz gelten, daß von allen Seiten zustimmende Erklärungen vorliegen. Wenn die Ehrlichkeit und der feste Wille, womit an das Abrüstungswerk herantreten werden muß, bei allen Betheiligten die selben sind, wie sie bei dem Urheber des Vorschlages, dem Zaren, vorausgesetzt werden können, so wäre ein Friedensbund keineswegs in den Bereich der Unmöglichkeiten zu verweisen. Die ihre Rüstungen in einem gewissen Maß einschränkenden Staaten würden dann mit ihren zwar erheblich verminderten, aber vereinigten Landheeren immer noch den übrigen sich davon ausschließenden Staaten des Kon-

tinentes außerordentlich überlegen sein, — mit ihren vereinigten Geschwadern auch deren einzelnen Flotten; sie wären allerdings einer Koalition der Flotten Englands, Frankreichs und Amerikas — falls diese Mächte sich dem Friedensbund nicht anschließen — nicht gewachsen, von denen jedoch die französische bald durch entscheidende Erfolge der Friedenskoalition zu Lande abgesprengt werden könnte, so daß nur die englische und amerikanische Flotte gegen fast alle übrigen zur See im Felde stünden.

Es handelt sich im heutigen Stadium der Frage ganz wesentlich darum, die von den Verfechtern der Rüstungen eifrig vertretene Ansicht von der Wohlthätigkeit der Kriege als „reinigender Gewitter“ und von der segensreichen Einwirkung der großen stehenden Heere und Flotten auf zahlreiche Zweige der Industrie ad absurdum zu führen. Es kann unmöglich bestritten werden, daß, wenn künftig Streitigkeiten zwischen den Ländern durch die diplomatische Aktion oder den Schiedsrichterspruch eines internationalen Schiedsgerichtes beigelegt würden, die „reinigenden Gewitter“ sich auf diese Weise weit vortheilhafter und ohne die schweren Nachteile und Folgen eines Krieges entladen würden, als wenn Ströme des besten Blutes von Hunderttausenden und eine empfindliche Störung von Handel, Industrie und Ackerbau nötig sind, um einen Konflikt auszugleichen. Aus dem Leben der Individuen aller gesitteten Nationen ist die Vertretung der Rechte der Einzelnen mit den Waffen in der Hand — das Faustrecht im weiteren Sinne des Wortes — schon seit vielen Jahrhunderten verbannt und es ist kein triftiger Grund ersichtlich, weshalb nicht auch die Nationen, die unaufhörlich und mit Erfolg noch erhöhter Kultur und Gesittung streben, diesen Rechtsgrundsatz endlich als einen solchen des international bindenden Völkerrechtes anerkennen, streitige Fälle prinzipiell, wie es ja mehrfach schon vorkam, einem selbstgewählten — permanenten oder von Fall zu Fall zusammentretenden — Schiedsgericht unterbreiten und nur, wenn jede annehmbare Einigung absolut unmöglich wird, zum Schwerte greifen sollten.

Das zweite Hauptargument der Vertreter einer gewaltigen Heeres- und Flottenmacht betrifft die Befruchtung zahlreicher Industriezweige durch die riesigen Rüstungen. Darauf ist zu entgegnen, daß das Produkt dieser Rüstungen, die Wehrmacht, wenn sie zu der ihr bestimmten Verwendung im Kriege gelangt, so große und bedeutsame Werthe der Nationen vernichtet, daß die gerühmte Befruchtung einzelner Industrien dagegen völlig in den Hintergrund tritt. Das Arbeitskapital, das in den Millionen von Streitern, die in den napoleonischen und anderen Kriegen am Anfang und um die Mitte dieses Jahrhunderts fielen, vernichtet wurde, und in den Hunderttausenden steckte, die durch die Kriege von 1870, 1877/78 und 1897 und 1898 zu langem Siechthum oder frühem Tode vernannt wurden, ging und geht der Welt auch künftig

für immer verloren, eben so der größte Theil der für durch den Krieg vernichtete Waffen, Munition und Befestigungen, Ausrüstung, Vorräthe und sonstiges Kriegsmaterial ausgegebenen ungeheuren Summen, deren Einbuße sich noch die durch den Rückgang von Ackerbau, Handel, Industrie und Gewerbe in und nach Kriegszeiten bewirkte anschließt. Spanien kostete der völlig fruchtlose, eben beendete Krieg zwei Milliarden Pesetas, ganz abgesehen vom gleichzeitigen Rückgang

... auf die ...  
 ... diesem Staat  
 ... Staaten aber, die  
 ... Millionen Mark  
 ... n Folge ihrer be-  
 ... ht bliden konnten,  
 ... lichen Landheeres  
 ... die bisher so be-  
 ... strie nicht gerade  
 ... angewiesen und ge-  
 ... wenn sie ihn mit  
 ... n. Dieses starke  
 ... spart; und wenn  
 ... ehendes Heer von  
 ... ens weit über ein  
 ... wendet für sein  
 ... 2 Millionen, die  
 ... ann starkes rund  
 ... 0 Mann, da die  
 ... schon vorhanden  
 ... ist demnach klar,  
 ... efahren sind. Die  
 ... n, zielen in ihrem  
 ... ber weit wichtigere  
 ... n und sind deshalb  
 ... isher der Heeres-  
 ... los in abschbarer  
 ... n wissen.  
 ... uch das Manifest  
 ... en. Sie könnte,  
 ... sich verpflichteten,  
 ... eres- und Flotten-  
 ... zugehen, während  
 ... ferner nicht aus-

... jenseits Pandeis und seiner Industrie, — eine Summe also, o  
 ... des äußerst bedürftigen Landes und nicht zum Kriege verwo  
 ... offenbar reichen Segen bringen konnte. Die Vereinigten S  
 ... der Krieg nur etwa 400 Millionen Dollars oder 1800  
 ... kostete und die mit Recht mit Genugthuung auf ihre —  
 ... sonderen Situation — geringen Ausgaben für die Wehmac  
 ... stehen im Begriff, sich mit der Beschaffung eines beträcht  
 ... und einer starken Flotte eine Rüstungslast aufzubürden, die  
 ... günstigte freie Entwidlung ihres Handels und ihrer Indu  
 ... fördern dürfte. Man hat häufig auf den Sezessionskrieg hi  
 ... sagt, die Vereinigten Staaten wären dabei besser gefahren,  
 ... einem starken stehenden Heer zu verhindern vermocht hätte  
 ... stehende Heer aber blieb der Union seit ihrer Gründung er  
 ... der Sezessionskrieg einige Milliarden kostete, so hätte ein st  
 ... nur 100 000 Mann die Union seit der Zeit ihres Besteh  
 ... Halbhundert Milliarden gekostet. Denn Deutschland ve  
 ... stehendes Heer von etwa 600 000 Mann jährlich 731/  
 ... Vereinigten Staaten jedoch für ihr bisheriges 28 000 M  
 ... 225 Millionen; sie hätten also für ein Heer von 100 00  
 ... Centralbehörden und besonderen Militär-Etablissements u. s. f.  
 ... sind, etwa 600 Millionen jährlich aufzuwenden gehabt, — e  
 ... daß sie ohne namhaftes stehendes Heer wirtschaftlich besser g  
 ... Industrien, die auf der Existenz der Heere und Flotten beruh  
 ... Endzweck zwar auf Erhaltung von Werthen ab, vernichteten a  
 ... Werthe an Menschenleben, Gesundheit und Nationalvermögen  
 ... im Grunde unfruchtbare. Und die Kapitalkräfte, die sich k  
 ... und Flottenindustrie zugewandt haben, würden sich zweifel  
 ... Zeit andere, nützlichere Gebiete der Verwerthung zu eröffne

Eine völlige Abschaffung der stehenden Heere strebt o  
 ... des Jaren nicht an, nur eine Einschränkung der Rüstung  
 ... wie mir scheint, im Minimum so erfolgen, daß die Staaten  
 ... nicht über den Stand der bisherigen Rüstungen durch neue He  
 ... vermehrungen an Zahl der betreffenden Mannschaften hinaus  
 ... Verbesserungen in der Bewaffnung und Ausrüstung auch

geschlossen blieben; oder auch so, daß ein bestimmter Prozentsatz der wehrfähigen Mannschaft der Bevölkerung für die stehenden Heere unter Berücksichtigung des Umstandes festgesetzt würde, daß die kleineren Staaten eines höheren Prozentsatzes für ihre Sicherung und, wie z. B. Holland, für den Schutz ihrer Kolonien bedürfen. Dieser Prozentsatz könnte sich für die größeren Staaten im Maximum auf etwa  $\frac{3}{4}$  Prozent der Bevölkerung beziffern oder, um eine noch fühlbarere Erleichterung zu gewähren, auf  $\frac{1}{2}$  Prozent normirt werden. Die Einschränkung der Rüstungen könnte jedoch auch dadurch umgrenzt werden, daß die Staaten, statt wie jetzt, bei den Großmächten wenigstens, ca.  $\frac{1}{4}$  bis  $\frac{1}{2}$ , nur  $\frac{1}{6}$  oder  $\frac{1}{8}$  ihrer Gesamteinnahmen auf die Wehrmacht zu verwenden sich entschließen und daß ihnen innerhalb dieser Grenze die beliebige Entwicklung auch in Bezug auf die Präsenzstärke zustünde. Die Kriegs- und Schutzbereitschaft der verschiedenen Mächte könnte namentlich dann immer noch die Nuancen und Ueberlegenheitsgrade aufweisen, die von vielen dauernd und eifrig angestrebt werden. Die Entlastung der Völker wäre aber immerhin eine sehr beträchtliche und Heer und Flotte blieben dennoch eine — wenn auch an Umfang eingeschränkte — Schule für die Söhne des Volkes.

Um welche ungeheuren Werthe, die nicht im wirthschaftlichen Interesse der Nationen verwandt werden, es sich bei dem heutigen System der Millionenheere handelt, zeigt schon ein Blick auf die Summen der Kriegsbudgets der großen Militärmächte. Sie betragen für das Jahr 1898 in Rußland für das Landheer 758,6 Millionen, für die Marine 159,7 Millionen, also im Ganzen 918,3 Millionen. In England 458,5 und 558,4, in Summa 1013,9 Millionen. In Frankreich 622,6 und 258,2, in Summa 880,8 Millionen. In Deutschland 731,5 und 146,3, in Summa 877,8 Millionen. In Oesterreich-Ungarn 374,7 und 29,6, in Summa 404,3 Millionen. In Italien 236,6 und 101,2, in Summa 337,8 Millionen. Die Gesamtsumme dieser Beträge von 4 Milliarden und 432,9 Millionen, die für die Zwecke der Wehrmacht allein in den genannten Staaten alljährlich verwandt werden, repräsentirt jedoch noch nicht annähernd den Ausfall, den das wirthschaftliche Leben der Völker durch die ungeheuren Rüstungen der Neuzeit erleidet. Denn die der Gesamtproduktion eines Landes zu Gute kommende Arbeitsleistung der ins Heer oder in die Flotte eingestellten Männer geht für die Dauer von zwei und zum großen Theil drei, im europäischen Rußland sogar fünf Jahren den Ländern verloren, so daß bei dem Gesamtfriedensstande nur der sechs europäischen großen Militärmächte von etwa 2 900 000 Mann, da nach dem allgemeinen Urtheil der Statistiker die Produktionskraft des Mannes auf durchschnittlich 5 Mark pro Tag zu veranschlagen ist, bei durchschnittlich dreijähriger Dienstzeit sich ein Ausfall von über 13 Milliarden, also in Summa von über 26 Milliarden nur für die genannten sechs Mächte in drei Jahren

ergiebt. Noch weit beträchtlicher gestaltet sich dieser Ausfall für die Gesamtheit der Mächte, da deren jährliches Militärbudget 5 Milliarden ohne die Marine-Ausgaben beträgt. Der russische Nationalökonom J. S. Bloch bemerkt in Bezug auf die künftigen Kriege: „Die Zahl der streitbaren Kräfte wird sich in zukünftigen Kriegen ins Ungeheure vermehren. Im Jahre 1869 konnten die Staaten des heutigen Zwei- und Dreibundes insgesammt 5 230 000 Soldaten in den Krieg schicken; heute können sie 7 500 000 Soldaten aufbringen, nach Otto Berndt, Hauptmann des R. R. Generalstabes, sogar 8 100 000 Mann. Diese ungeheure Vermehrung der Soldatenzahl bedingt so große Ausgaben und Opfer, daß der künftige Krieg den Charakter eines Kampfes um die Existenz der Staaten selbst annehmen wird. Wenn der deutsch-französische Krieg, der nur 80 Tage dauerte, dennoch 15 große Schlachten, 159 kleine Kämpfe und 26 Einnahmen von Befestigungen und Festungen aufzuweisen hatte, darunter die Einnahme von Straßburg, Sedan, Metz und Paris, — um wie viel größere Opfer wird ein zukünftiger Krieg fordern! Schon die Kriegführung selbst wird geradezu fabelhafte Kosten erfordern. Die Kosten eines Krieges der fünf europäischen Staaten müssen sich auf 104,89 Millionen Francs pro Tag belaufen, und zwar für Deutschland (2,55 Millionen Soldaten) auf 25,5, für Oesterreich (1,3 Millionen Soldaten) auf 13,0, für Italien (1,28 Millionen Soldaten) auf 12,8, für Frankreich (2,75 Millionen Soldaten) auf 25,86, für Rußland (2,8 Millionen Soldaten) auf 28 Millionen Francs. Außerdem müßten diese fünf Staaten zur Unterstützung der Familien der Krieger zusammen 4 950 700 Francs pro Tag ausgeben. Die Kriegskosten dürften pro Jahr im Kriegsfall betragen: in Deutschland 10 681, in Oesterreich 5327, in Italien 5187, in Frankreich 10 729 und in Rußland 11 756 Millionen Francs.“ Diese Zahlen reden die deutlichste Sprache für die dringende Nothwendigkeit der Einschränkung der Rüstungen, besonders in einem Augenblick, wo sich der Wettstreit, der auf dem Gebiete der Landarmee schon an seiner äußersten Grenze angelangt ist, auf das maritime Gebiet zu verpflanzen im Begriff steht. Dabei ist die Vernichtung von Werthen aller Art, die die Verwendung der Wehrmacht im Kriege mit sich bringt, noch gar nicht mit veranschlagt.

Wenn schon bis zum fünften Jahrhundert nach Christus ein Schiedsgericht in einem für jene Zeit hoch civilisirten Staatswesen, dem Athen und seiner Bundesgenossen, mit glänzendem Erfolge Recht sprach und wenn man schon einen römischen Friedenskaiser als „die Wonne des Menschengeschlechtes“ bezeichnete, so ist nicht ersichtlich, weshalb das zwanzigste Jahrhundert nicht auch diesen Fortschritt sehen sollte. Wenn man an einzelnen Stellen die vom Jaren angeregte Frage so auffaßt, als ob es sich dabei um eine allgemeine und radikale Abrüstung handelte, auf die Schwierigkeiten hinweist, die sich für

die drei Faktoren des Landheeres, der Flotte und der Befestigungen, wegen ihrer in den verschiedenen Ländern verschiedenen Bedingungen, ergeben, und die Länge der Dienstzeit, den Modus der Bewaffnung u. s. w. in diese Erörterung hineinzieht, so ist Das nach meiner Ansicht völlig verfehlt. Denn selbstverständlich kann sich die Abrüstung bei den individuellen Verschiedenheiten der Wehrmacht der verschiedenen Länder nur auf die Friedenspräsenzstärke oder die Aufwendungen für die Wehrmacht beziehen, während die übrigen Einzelheiten den verschiedenen Regierungen und Volksvertretungen überlassen bleiben müssen. Es kommt auch gar nicht darauf an, ob der eine oder der andere Staat es versteht, ungeachtet der Abrüstung innerhalb der ihm gesteckten Grenzen etwa ein besseres Heer oder eine stärkere Flotte zu erzielen als der andere, oder darauf, daß die verschiedenen Staaten in Bezug auf ihre Wehrmacht haarscharf und unliebsam kontrollirt werden, sondern darauf, daß überhaupt im Ganzen die Rüstungen wesentlich eingeschränkt werden und eine Entlastung der Budgets eintritt, vor Allem aber darauf, daß die mächtigsten Staaten ehrlich gewillt sind, den Frieden zu erhalten. Stimmen alle Länder, zunächst die des Continentes, der Einschränkung der Rüstungen zu, so ergiebt sich gegen Vertragsbrecher die Wehrmacht der übrigen am Vertrage festhaltenden Staaten von selbst als die natürliche Exekutivgewalt; der Oberbefehl könnte alternirend jährlich bestimmt und ihre Operationstärke in jedem besonderen Fall von dem Oberbefehlshaber oder den Schiedsgerichts- oder Kongreßdelegirten bestimmt werden. Besonders wichtig ist es zunächst, die schweren Irrthümer, die sich über die absolute Nothwendigkeit eines bewaffneten, nur durch Millionenheere zu schützenden Friedens eingenistet haben und die neuerdings wieder weithin verkündet wurden, zu bekämpfen und darauf hinzuweisen, daß in Konfliktsfällen wenig oder nur mäßig gerüstete, aber verständig handelnde Staaten unbedingt weit weniger Anlaß und Neigung haben, zum Kriege zu schreiten als bis an die Zähne bewaffnete. Das Truggebilde, daß nur starke Rüstungen den Frieden zu erhalten vermögen, muß endlich zerstört werden; es zerflattert, sobald alle Mächte oder doch die Mehrzahl ehrlich den Frieden bewahren wollen. Dem Zaren gebührt für seine Anregung Dank; und die Volksvertretungen haben die Pflicht, in ihrem Streben nach einer Einschränkung der Rüstungen ihrem autokratischen Bundesgenossen treu zur Seite zu stehen und den Kampf gegen den Militarismus der letzten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts an der Seite eines so starken Bundesgenossen weiter zu führen.

Breslau.

Oberlieutenant Rogalla von Bieberstein.



## Félicien Rops.

Der Tod Féliciens Rops hat eine wahre Fluth von Auffäßen, Ausstellungen und Auktionen hervorgerufen. In Paris und Brüssel sind die Zeichnungen und Gravuren, die sich in bedenklicher Vaise befanden, erheblich gestiegen und in Deutschland ist Rops aus dem Schatten geheimen Interesses plötzlich in das Licht unbegrenzter Verehrung gerückt. Alle Kunstblätter brachten Nachrufe und in Berlin arrangirt die junge Firma Cassirer eine stattliche Ausstellung seiner Werke. Diese Anstrengungen werden von der löblichen Tendenz gezeitigt, einem Toten zu seinem in Deutschland anscheinend bisher nicht gewährten Recht zu verhelfen. Die jüngere Kritik, übrigens nicht die deutsche allein, geht so weit, in Rops einen der Ihrigen, eine besonders moderne Künstlergestalt zu erblicken und deren Tendenzen zu ihren eigenen zu machen. Herman Bahr hat Das im Octoberheft des *Ver Sacrum* offiziell formulirt; auf der ersten Seite steht allein, in schönen großen Lettern, in jener pyramidalen Kürze, die den Stil der Denkmäler und der diplomatischen Depeschen auszeichnet: „Félicien Rops, gestorben am 24. August 1898. Der größte Radirer unserer Zeit. Er haßte die Sünde und hat ihre Macht mit heiligem Zorn gezeigt. Indem er uns in die Hölle schauen ließ, hat er zum Himmel aufgeschrien. Unser Heimweh nach der Schönheit hat Niemand gewaltiger geklagt. Vom gemeinen Leben der Leute abgekehrt, ist er einsam und rein gewesen. Die Künstler werden seinen theuren Namen bewahren.“

Begeisterung ist in unserer entgeisterten Zeit eine schöne Sache; aber sie darf nicht die erschreckende Tragweite einer solchen Erklärung annehmen, in der außer dem Datum auch nicht ein Wort richtig ist. Sie darf in dieser Form nicht von einem Manne kommen, der auf die Stellung eines kritischen Führers Anspruch erhebt. Die Alten haben Recht, wenn sie über solche Superlative Peter Morbio schreien. Schon deshalb gebührt darauf eine Antwort aus dem eigenen Lager; um so mehr, als Bahrs Auffassung der Ausdruck einer weit verbreiteten Ansicht ist.

Die Art dieser kritischen Würdigung ist bedenklicher als ihr Resultat. Jeder Radirer, der stirbt, ist ja bekanntlich der größte seiner Zeit. Aber die biographischen Notizen, mit denen man diese Kritik begründet, sind das Bedenkliche. „Er haßte die Sünde.“ Nein, er hat die Sünde wirklich nicht gehaßt. Man braucht sein Leben nicht zu kennen, man braucht nicht an den Stellen, wo er, in Brüssel zumal, zum Himmel aufzuschreien pflegte, geweit zu haben, um über die Art dieser Gebete gründlich unterrichtet zu sein. Man braucht nur seine zahllosen Frontispices für die schläpfrigen Geschichtchen, die er liebte, wie die *Dévotions de M. Roch z. B.*, zu betrachten oder seine Legenden auf so vielen nur eindeutigen Gravuren zu



lesen, um sich zu überzeugen, daß er seinen Haß gegen die Sünde gelegentlich bemeistern konnte. Wenn er einsam gestorben ist, so geschah es vermuthlich, weil seine lustigen Noce-Genossen von dem bewußten Zipperlein gefesselt waren, dem auch das beste Rückenmark auf die Dauer nicht widerstehen kann. Rein, lieber Herr Bahr, Rops war ein sehr lustiger Sünder; und unter seiner Reinheit können Sie unmöglich eine andere verstehen als die, die von der Hygiene verordnet wird.

Guydmans hat das Märchen aufgebracht. Er sah in Rops den frommen Mönch; je unanständiger die Geschichten waren, desto glänzender erstrahlte die Reinheit ihres Autors. All diese pfadfindenden, erotischen Trucs waren nur erfunden, um uns desto sicherer abzuschrecken, jede Liebeszscene war ein Gebet.

Ja, er hatte in der That Etwas von einem Mönch, aber von jenen lustigen, entsprungnenen, an denen die Geschichten des großen Rabelais reich sind.

Ich weiß nicht, ob durch diese Verächtigung der Biographie des Meisters Rops weniger oder mehr sympathisch wird; nur so viel steht fest: mit der Würdigung seines künstlerischen Werkes hat das Alles auch nicht das Mindeste zu thun. Und Das hat Bahr, Das haben gar viele Verfasser von Nachrufen auf Rops vergessen. Dagegen müssen wir uns energisch wehren. Denn diese Art Kritik ist nichts Anderes als die mit heftiger Hitze so lange, auch von Bahr, bekämpfte der Alten. Es ist der Idealismus von der anderen Seite; weil Thumann ein braver Mann ist, weil seine Grazien die Tugend monumentalistren, deshalb ist er ein großer Künstler. . . Man sollte heute eigentlich nicht mehr über solchen dilettantischen Kram zu reden brauchen. Es kommt doch schließlich bei der Sache auf andere Dinge an als auf Haß, Sünde, Reinheit und Gemeinheit, — Worte, die den Kritiker eben so kompromittiren wie die bekannten Reime Herz und Schmerz den Poeten.

Und nun zur Sache. Es bleibt in dem Nachruf Bahrs der Anfang und das Ende. War Rops wirklich der größte Radirer und werden wirklich die Künstler seinen Namen bewahren?

Ich glaube: nein. Ganz sicher wird Rops eine mehr oder weniger kotirte Sammlerwaare bleiben. Seine Gravuren sind wie dafür geschaffen, sie sind ausnahmslos unterhaltsam genug, um den Laien zu fesseln. Ihre Technik, zumal die des Vernismous, überraschte; man hatte fast seit Goya diese riesigen Flecken schwarz in Schwarz vergessen. Rops hat verblüffende Wirkungen damit erreicht. Auch manche seiner Kaltnadelabgungen sind hervorragend. Ihm aber deshalb etwa eine technische Bedeutung ersten Ranges zuzuschreiben, ist Phantasterei; es giebt sowohl bei uns wie in Frankreich Radirer von ungleich höherem technischen Werth. Manches in Ropsens Plattentechnik, namentlich bei den Vernismous, ist mehr Kniff als ernstes Metier. Den Künstler Rops gerecht zu beurtheilen, ist nicht leicht. Jeder,

der sich mit der Kunst unseres Jahrhunderts beschäftigt, wird, wenn er Kops begegnet, einem starken Eindruck unterliegen. Hat er genug kritischen Widerstand, so wird er nach einiger Zeit seine Stellung zu Kops modificiren und dabei kann ihm leicht geschehen, daß er Kops eben so sehr zu niedrig anschlägt, wie er ihn vorher überschätzt hat. Man läßt den Kerger über die sauer gewordene Begeisterung an dem Opfer aus.

Es giebt unter den Tausenden von Blättern Kopsens ein paar Duzend, die ihren Werth behalten. Es sind die Diaboliques, die Sataniques und Werke ähnlicher Gattung, die man sich gewöhnt hat, satanistisch zu nennen, Erotika von größter Kühnheit, einer starken Phantasie entsprungen und wundervoll gemacht. In ihnen hat das Mönchisch-Kergerische des ehemaligen Jesuitenzöglings einen naiven und dabei grandiosen Ausdruck gefunden, am Stärksten und Einfachsten vielleicht in dem Versismou „Haine et amour du prêtre sont du même élan“, in dem er fast an Rubens' Beherrschung des Nackten erinnert. An diese Blätter denkt Bahr; und bei ihnen sind Superlative berechtigt. Niemand hat vor Kops solche Dinge in dieser Offenheit gewagt; und er hat sie in einer Zeit gemacht, wo er nie hoffen konnte, Verständniß für ihren künstlerischen Werth zu finden. Er hat nicht danach gefragt: er war ein Eigener.

Aber: diese Blätter sind der zwanzigste Theil seines ganzen Werkes. Es ist unmöglich, bei einer Würdigung seiner Bedeutung die Anzahl werthloser Dinge zu übersehen, in denen er seine Kunst zu Darstellungen erniedrigte, die nichts weiter als unanständig sind und durchaus nicht dem bewußten, einsamen Troß gegen die Masse, sondern eher entgegengesetzten Erwägungen entsprangen. Und selbst wenn man nur jene ernstesten Werke zur Betrachtung heranzieht, die die Wuth der Polizei und der selben Leute erregten, denen das andere Genre der kops'schen Muse durchaus nicht unwillkommen war, kommt man nicht an gewissen Einwänden vorbei. Und diese Einwände stellen die Behauptung, daß gerade die Künstler seinen Namen bewahren werden, in Frage. Den Künstlern giebt Kops am Wenigsten. Seine größte That war, Baudelaire, den Autor der Fleurs du mal, in Malerei zu übersehen. Er hat Denen am Meisten gegeben, die Baudelaires Reize zu genießen verstanden.

Man kann Kops nicht mit dem berücksichtigten Begriff des literarischen Künstlers abthun: er gehörte nicht zu den Unglücklichen, die das Metier verwechseln; er kannte und beherrschte das seine und hat ihm nie eine unmögliche Aufgabe zugemuthet. Er war zuweilen ein Psycholog, der gewisse Beobachtungen mit einer Schärfe und Deutlichkeit ausdrückte, wie es nicht der Feder des größten Dichters gelungen wäre. Seine Frauenbilder, die Absynthetrinkerinnen, sind Werke von erschütternder Wahrheit. Und

troy Alledem bleibt ein Manko; es wird nur Dem fühlbar sein, der nach unmittelbar künstlerischen Sensationen in der Kunst sucht. Der wird vielleicht die ganzen *Sataniques* gegen eine einzige Zeichnung von Robin hingeben, und während er die tollsten Phantasien des belgischen Meisters gelassen durchblättert, vielleicht Stunden lang vor einer flüchtigen Skizze von Degas stehen bleiben. Ihm giebt Kopf zu wenig oder zu viel; er möchte lieber weniger genaue Vorschriften für die Bahnen der Phantasie des Betrachters und dafür mehr von dem allmächtigen Ansporn, der tiefer ist als das Tiefste, das eine Schilderung geben kann; weniger Genauigkeit in den Details, die ihn unter Umständen nicht interessieren, und dafür mehr von jenem geheimen Reiz des Pinsels oder Striffels, der die Seele auch ohne Marschroute in alle Höhen und alle Tiefen treibt, mehr Unbewusstes, — ja, ich kann mir nicht helfen: mehr Genie.

Man wende ja nicht ein, daß Kunst und Kunst Zweierlei ist, oder den noch größeren Unsinn von Stoff und Technik. Und um die Herren Stofflichen zu beruhigen, kann ich sie versichern, daß es Degas und Robin im „Satanismus“ recht weit gebracht haben. Es giebt gewisse Zeichnungen von Degas — sie entstanden genau zur selben Zeit wie die *Sataniques* —, die in puncto puncti würdig sind, die gute Stube Gewatter Teufels selbst zu schmücken; und wer sich für dieses Genre bei Robin interessiert, braucht sich nur in sein Atelier zu verfügen, wo er Skulpturen sehen kann, ganz haarsträubend satanisch. Und niemals hat ein Kritiker Das bei diesen Leuten bemerkenswerth gefunden!

Auch diese Beiden haben sich an Baudelaire inspirirt, aber auf ihre Art. Es giebt bei einem reichen pariser Sammler sogar eine „Illustration“ der *Flours du mal* von Robin. Der Liebhaber von Illustrationen wird in ihnen nur Alte sehen; der bekanntlich phantasielose Künstler, der aus Versehen die neben die Zeichnungen gedruckten Verse liest, wird vielleicht zwischen beiden eine Beziehung finden, die ihn unwillkürlich an die „Illustrationen“ eines gewissen Michel Angelo erinnert, der auch kein echter Illustriator, aber ein hervorragender Künstler war.

Das ist es, was man Kopf nachsagen muß: ein Illustriortalent. Das treibt ihn zu der oft unerträglichen Indiskretion. Das läßt ihn, wo er nicht den richtigen Einfall gehabt hat, in die öde Platttheit eines deutschen Lustspiel dichters oder in die wispige Unanständigkeit des Franzosen fallen.

Und deshalb ist es Unrecht, ihn zu den Unseren zu zählen. Wir brauchen keine Illustriatoren, wir haben andere Bedürfnisse und sind stolz darauf. Wir haben Hirn genug, um selbst zu illustriren: die Kunst kann uns nur die Anregung geben, den Urtext. Und zu den Leuten, die die Urtexte schreiben, zu den einzigen Großen, die so viel Begeisterung brauchen, daß für die Andern äußerst wenig bleibt, zu denen wird man Kopf nie rechnen dürfen.

## Vogeljagd.

**S**ast jeden Sommer war er Gast auf der Insel, der kleine blonde Herr. Erst gestern war er mit dem Dampfer angekommen und schon heute fuhr er aufs Meer hinaus, um Möwen zu schießen.

„Und nicht einmal seine Flinte mitzubringen!“ klagte er den beiden Schiffen, die ihn segelten; „wird mir mit der Post nachgeschickt. Aber habe ich nicht einen schönen neuen Wettermantel, he, Bakker?“

Bakker, der barfuß und schwitzend am Steuer saß, hob den prachtvollen dunklen Kopf und lächelte.

„Ja, Herr.“

„Weil ich ein feiner Hund geworden bin!“ Der kleine Herr lachte und schleuderte den steifen Wachsmantel von sich. „Nicht viel Wind heute?“

„Nein, Herr.“

Träge glitt das Boot durch die zur Markirung des Fahrwassers hier eingelassenen zarten Birkenstämme in das Wattmeer hinaus. Farblos schien das Wasser, wasserfarben der Himmel und der Strand wie verjengt. Ueber dem bräunlichen, monotonen Grün der Dünen lag heller Dunst, die kahlen Gipfel glühten.

„Na, wie geht's, Bill? Was macht die Familie? Hat sie sich vermehrt seit vorigem Jahr? Das ist recht! Wollen wir nicht einen Schluck Dornkaat darauf trinken?“

Bill, Ablernase, schmale Lippen, verschossener Kinnbart, kauerte an der Schiffsspiße.

„Ja, Herr.“

„Gut, Bill, machen wir.“

Die Flasche wurde entkorkt und machte die Runde.

„Ja, Das ist das Leben auf dem Wasser“, schwärmte der kleine Herr; „kein Ras und kein Hund hat Einem zu befehlen!“

Brachvogel strichen lockend vorbei.

„Wenn ich nur meine Flinte hier hätte!“ rief er.

Bakker langte aus der Schiffsluke die seine heraus und reichte sie ihm hin.

„Beißt sie gut?“

„Ja, Herr.“

„Aha, der Bill geht schon ans Werk!“

Mit einem festen Taschenmesser begann Bill Seehundsspeck in kleine Stücke zu schneiden.

„Ein schlechter Kerl, der Bill! Ein Hauptschwerendöther mit seiner kupfergelben Nase!“ Interessirt sah der kleine Herr den Fettflocken nach, als nun Bill die Speckstücke ins Wasser warf. „Wie Das den Thran austreibt!“ rief er, „diese Fettaugen. Na, Bakker, kriegen wir was zum Schießen oder kriegen wir nichts zum Schießen?“

„Wenn sie erst den Speck weghaben“, sagte Bakker.

„Gehen Sie, Sie sind mir auch einer von den Schönern!“ rief der kleine Herr, während er die Flinte lud. Spähend blickte er in die Höhe. „Holla, eine Möwe, eine richtiggehende Möwe!“

„Dort auch eine“, rief Bakker.

„Da auch.“

„Wie sie herankommen!“

„Ein ganzer Hut voll.“

„Zimmer mehr! Zimmer mehr.“ Man wußte nicht, woher: auf einmal waren die Möwen da und umschwebten von fern lautlos das Boot.

„Wie sie sich ins Wasser fallen lassen!“

„Erst wenn sie beim Speck sind“, rief Bakker.

„Kommt, Kinder, kommt!“

„Mit der geht's“, flüsterte Bakker.

„Warten, sagt Ditsche. Komm, Kleine, komm! Aber die Bande ist ja so vorsichtig!“

„Kommt schon“, flüsterte Bakker.

„Zu weit. Wenigstens achtzig Schritt. Wie weit trägt die Flinte?“

„Sechzig.“

„August, komm!“ Der kleine Herr drückte los. Die Möwe flog weiter.

„Die Flinte taugt nichts!“ schimpfte er.

„Das wird was“, flüsterte Bakker.

„Lassen wir sie erst driste (dreiß) werden. Komm, Kind, komm! Verflucht, die lauf' ich mir!“ Ein Schuß. Die Möwe verschwand im Sonnendunst.

„Das liegt an Ihrer Flinte, Bakker, die beißt nicht. Sie bit nicht! Sie bit nicht!“

„Aber sie hat was abgekrigt“, sagte Bakker.

Der kleine Herr war verdrießlich. Er genirte sich. Ihm wurde heiß.

„Ach, geben Sie mir den Dornsaat her. Bei den schlechten Zeiten kann man's ja nicht aushalten.“ Er trank und reichte die Flasche weiter. „Bakker, trinken Sie auch, sonst bekommts mir nicht.“ Er hob die Flinte. „Die kommt! Die kommt! Wahrhaftigen Gott!“ Er schoß: eine Möwe stürzte in die Wellen.

Ein Lauschen, wie in freudigem Schreck.

„Jogg ner!“ kommandierte Bakker. Sie feuerten nach der Stelle. Bill zog die Möwe an Bord. Sie zuckte in seiner Hand.

„Brust eingedrückt!“ kommandierte Bakker. Das geschah. Da lag die steife Vogelleiche. Bill versteckte sie unter die Schiffsbank.

„Denn die haben ja Argusaugen“, sagte er.

„Dort fliegt ein Aukerustecher. Speck hinein!“ befahl der kleine Herr. „So komm doch! Komm bei mich!“

„Da!“

„Der Bruder kommt näher.“

„Los!“

„Fort!“

„Schade.“

„Wenn man hochhebt, sind sie weg, als sähen sie die Flinte. Kommt,

Kerls, kommt doch ein Bißchen näher. Kommt in die gute Stube! Wir meinens ja gut mit Euch. Wir wollen Euch ja ausstopfen lassen."

"Da kommt was," flüsterte Bakker.

"Speck hinein! Nicht mit dem Gänjeschmalz aßen, Bill!"

"Die geht!"

"Verpakt!"

Natürlich war Bill daran schuld. „O, Sie oller Weizhals mit Ihrem Speck!"

"Da kommt was."

"Viel zu weit. Was fällt Ihnen ein? So weit schieße ich nicht mehr," sagte der kleine Herr, that es aber doch. Bum! Federn flogen.

"Sie hat was abgeknegt," sagte Bakker.

"Verdammte Flinte!"

"Und ob sie was abgeknegt hat!"

Wie er sich kränkte, der kleine Herr!

"Ja, wenn ich meine Dühmerflinte hier hätte, dann hätte ich auch meine Sache, Das weiß ich."

"Pst!" machte Bakker, „die Seeschwalbe!"

Bum! Wie ein Stein sank die Seeschwalbe ins Wasser.

Wieder ein Lauschen. Es packte sie jedesmal.

"Dreihn! Schiff unlegen!" kommandirte Bakker. Sie wendeten. Bill langte die Beute herauf.

Der kleine Herr strahlte.

"Ein Nordstrategie, der Bill! Taugt bis in die Wurzel nicht!" Lieblosend berührte er den feinen gebogenen Schnabel des weiß herabhängenden, zartweißen Vogels. Klagerufe ertönten. Mit durchsichtigen Schwingen umflatterten die Möwen das Boot, ein ganzer Schwarm, unruhig schwirrend. Strahlend hoben sie sich vom trübheissen Himmel ab, hell, hell, — sie leuchteten schier.

"Wie sie Futterneid haben! Eine gönnts der anderen nicht."

"Da!"

"So weit schieße ich nicht mehr. Nicht für eine Villa mit Flügelthüren!"

Zimmer vergnügter schwahte der kleine Herr in rosigster Laune. „Mädchens, Jungens, kommt heran! Sei, der große Strandläufer! Den wollen wir auch noch kriegen. Bill, Speck hinein! Komm, Kind, komm!" Er drückte los. Wo war der Strandläufer?

"Zimmer nehme ichs mir vor, nicht so weit zu schießen, und immer thu' ichs."

"Aber Das wird was."

Ein Schuß. Die Möwe flog weiter. Noch ein Schuß. Eine Möwe stürzte jäh ins Wasser.

"Die andere hat auch was abgeknegt," rief Bakker vergnügt.

"Ich sag ja, so viele krank gemacht! Na, Das erzähl' ich auch Niemandem."

"Besflügelt!" rief Bill, die Beute an Bord ziehend, und bewunderte die große Spannung.

"Wer ist gestorben?" lachte der kleine Herr und warf seinen Rock ab. In Hemdbärmeln fluchte er noch: „Verdammte Pipe! Puh!"

Man sah die Sonne gar nicht. Die Dünen verschwanden hinter Strahlennebeln. Das Boot rührte sich nicht, kein Lüftchen ging, als erstarrte Alles in der Schwüle. Die Möwen kreischten. Manchmal ein Ton wie ein Lachen, dann wieder ein abgehacktes Belien: Au!

„Ist Das die holländische Küste?“

„Ja, Herr.“

Wie ein Silberfaden blühte sie auf, hier und da schimmerten weißliche Flächen aus dem Wasser. Ein heller, neckischer Pfiff ertönte, Brachvögel, die wieder die Luft durchschnitten.

„Ein Reiher,“ sagte Bakker.

„Wo?“

„Dort auf der Sandbank, sehen Sie?“

„Wahrhaftig!“ Träumerisch blickte der kleine Herr um sich. „Kashost viele Vögel sitzen da,“ murmelte er. Eine Möwe schwebte über ihm. „O, Du Nacker!“ Er schoß sie herunter. Sie hatte sich in der Luft herumgedreht und schwamm nun zappelnd.

„Soll ich ihr noch eins auf den Kopf patschen?“ Er that es und blickte nach der Sandbank. Der Reiher war fort.

„Nun ist der Reiher auch fort, auf die Schiffe hin.“

Bill hatte die Möwe herausgefischt.

„Ein Prachtexemplar!“ rief er.

„O Sie alter Schneezaal!“ Der kleine Herr lachte und steckte, sich über den Schiffsrand beugend, die Hand ins Wasser, das ganz lau war. Windwölkchen stiegen auf, ein schwacher Nordwest erhob sich.

„Es wird wieder regnen“, sagte Bakker.

„Die vielen Miesmuscheln, die hier sind!“ rief der kleine Herr, auf den feuchten Grund blickend, „Herrgott, — und die Taschenkrebse!“ Wieder griff er nach der Flinte, saul und fidel lodend: „Die Jda! die Jda! Die war ja noch nie da! O Susanne, wie bist Du doch so schön! Pit! pit! pit!“ Dann legte er sich der Länge nach auf die Schiffsdielen hin und schlief ein.

Die Männer trieben zur Rheede, umsegelten die Schiffsbrücke, wo Kinder das schwache, heifere Echo anriefen, und kamen dann um die Insel herum. Der kleine Herr schlief.

Da hieß es:

„Ein Seehund!“

Er fuhr in die Höhe, die Flinte fest in der Hand. „Wo? wo?“

Etwa zweihundert Schritte weit sah man den schwarzen Kopf auftauchen.

„Der Esel muß doch näher kommen.“

Doch Das fiel dem Seehund nicht ein. Noch ein Seehund wurde sichtbar und noch einer, — lauter schwimmende, nach Lust schnappende schwarze Köpfe, aber der kleine Herr war wieder eingeschlafen. Er schlief noch, als das Boot langsam zur Bühne glitt.

Juliane Döry.



## Don Rienzl.

Nicht ohne heftiges Schütteln des Kopfes blicken wir auf die musikalische Produktion von heute im Allgemeinen und auf die Opernproduktion von heute im Besonderen. In den bildenden Künsten und in der Literatur ist das Chaos unsicherer Bestrebungen längst einer hoffnungreichen Klarheit und Festigkeit gemichen; es lassen sich kräftige Ansätze erkennen und dem in die Zukunft schweifenden Blick enthüllt der sich zertheilende Nebel neue Epochen des Blühens und des Reisens kostbarer Früchte. Aber in der Musik herrscht noch vollkommene Dunkelheit, ein plan- und zielloses Hin und Her: theils ein wunschfattles Verzicht, theils ein streberisches, erfolgloses, selbstquälerisches Hasten nach der Ausmüzung neuer Werthe. Die riesenhafte, ihre ganze Zeit so mächtig beeinflussende Erscheinung Wagners steht uns noch zu nah. Wir haben noch nicht die Maßstäbe, sie zu messen. Wir thun uns noch zu viel darauf zu Gute, sie mit fanatischer Hingebung zu verehren. Tritt ein seiner Kopf auf, der sich gegen Richard Wagner vermahet, so glaubt jeder Thor, das Recht zu haben, den tausendfach höher Stehenden mit dem Bückeln der Ueberlegenheit und dem Achselzucken der Geringschätzung verrückt oder altersschwach zu nennen. Welche Fälle belustigender Aporcus haben wir über Nietzsche und Tolstoi zu lesen bekommen, besonders in Musikzeitungen aller Schattirungen! Ein Redakteur, der seine täglichen Censuren über konzertirende Künstler schreibt und dessen Horizont so eng ist, wie es nur der eines Nurmusikers sein kann, fñhlt sich plötzlich berufen, ein lächerlicher Zwerg, den Schild zu erheben und sich vor seinen Gñhen hinzustellen, um ihn gegen die Stiche und Hiebe seiner Angreifer zu vertheidigen. Richard Wagner ist Glaubenssache; die Anhänger dieses Glaubens vertragen keinen Zweifel und keinen Widerspruch, — und zweifeln und widersprechen ist ihnen gleichbedeutend mit Gotteslästerung. In einer so „glaubensstarken“ Zeit fehlen naturgemäß die Bedingungen für eine gesunde Fortentwicklung. Wir müssen eben warten, bis wir aus dem Banne des großen bayreuther Hypnotiseurs erldst sind.

Besonders schlimm haben es die Opernkomponisten. Sie gehören entweder zur Gemeinde und schreiben im Stil des Meisters „musikalische Dramen“. Das sind die klaffen Epigonen, die ein kümmerliches Dasein fristen von Gnaden der Kapellmeister, die mit der Wagnersache eng verknüpft sind und sich gern die Priester einer neuen Religion nennen. Oder sie gehören nicht zur Gemeinde und schreiben, gänzlich unbekümmert um Ideen und Ausdrucksformen des Meisters, im Stil der alten und ältesten, der vorwagnerischen Opern. Schließlich giebt es die große Zahl der Kompromißler. Sie sagen, man könne Wagner natürlich nicht umgehen, man müsse die Errungenschaften seines Stiles benutzen, aber man müsse dabei doch ein Eigener sein und, auf den Schultern des Meisters stehend, eine neue, eigenartige Kunst schaffen. Das sind die ganz Gefährlichen, weil ganz Konfusen. Und zu ihnen gehört Wilhelm Rienzl, dessen musikalischste Tragikomodie „Don Quixote“ bei ihrer ersten Aufführung in Berlin eine nachdrückliche, aber auch wohlverdiente Ablehnung erfahren hat.

Es ist eine goldene Regel, daß man die Menschen nicht nach ihrer Meinung beurtheilen müsse, sondern nach Dem, was diese Meinung aus ihnen macht, sagt Vichtenberg. Die Meinung des Herrn Rienzl ist so übel nicht. Er hat vor



der Aufführung seiner Tragikomoedie dafür gesorgt, daß wir sie aus seinem Munde direkt oder durch die Vermittelung jener berufsmäßigen Lobspender, die sich Interviewer nennen, erfahren. Hören wir also seine Meinung, wie sie sich in einem Artikel offenbart, der in den von Max Edwengard redigirten „Berliner Signalen“ erschienen ist, und vergleichen wir sie mit Dem, was sie aus ihm gemacht hat.

Die Redaktion des Blattes hatte Herrn Kienzl eingeladen, einen vorbereitenden Artikel über seinen „Don Quigote“ zu schreiben. Das wollte ihm nicht so recht in den Sinn, denn „das Selbstlob ist ja unerschämmt, der Selbsttadel unnatürlich oder affektirt“. Trotz diesen Bedenken ging er doch ans Werk und zwar zog er es vor, unerschämmt zu sein. Er macht zunächst eine verbindliche Verbeugung vor den Kritikern, an denen wir ja keinen Mangel hätten, und giebt seiner Ueberzeugung Ausdruck, daß sie in ihrer Gesamtheit schließlich gewiß das Richtige treffen werden, wenn auch der Einzelne irren werde. Aber — o Mißgeschick! — sie haben nun leider Alle geirrt, denn sie haben Alle mehr oder weniger umwunden festgestellt, daß der tief sinnige Verfasser der tief sinnigen Tragikomoedie einen Fehlgriß gethan hat. Nach dieser Verbeugung macht sich der Dichter-Komponist daran, die Intentionen darzulegen, die ihn bei Abfassung seines Werkes geleitet haben. Er erklärt sein Vorgehen zwar für überflüssig, da er sagt: „Ein echtes Kunstwerk soll solcher Erklärungen und prophylaktischen Maßregeln nicht bedürfen; es muß aus und durch sich selbst wirken. Ist es ja doch eine Krankheit unseres Zeitalters, Allem mit der Sonde des Verstandes beikommen zu wollen, Alles zu erläutern und zu erklären, und besonders der Deutschen, jede auftauchende Kunsterscheinung allsogleich zu analysiren und zu klassifiziren.“ Wirklich: Herrn Kienzls Meinung ist nicht schlecht. Aber was fruchtet ihm die beste Meinung? Er trifft, unbeirrt durch sie, prophylaktische Maßregeln und liefert den Beweis, daß auch ihn die Krankheit unseres Zeitalters, die er beklagt, erfaßt hat. Wiederum schreibt er beherzigenswerthe Sätze nieder: „Wirkt ein dramatisches Werk nicht, dann hat es, möchte ich sagen, seinen Beruf verfehlt und damit seine Werthlosigkeit erwiesen, etwa wie ein Brunnen, der kein Wasser giebt, oder eine Uhr, die nicht geht. Der Dramatiker möge sich nur keiner Selbsttäuschung hingeben. Macht sein Bühnenwerk keine Wirkung, so suche er die Gründe dafür nicht außerhalb (mangelhafte Aufführung, Unverstand des Publikums, für dessen Horizont das Werk zu hoch sei u. s. w.), sondern in diesem selbst.“ Während er diese Sätze niederschreibt, ist er natürlich ganz davon durchdrungen, daß sein Werk wirken wird. Als es aber nicht gewirkt hat, spricht er von dem Unverstande des Publikums, für das sein Werk zu hoch sei.

Durch seine Schreibfertigkeit gelingt es Herrn Kienzl mitunter, den Eindruck hervorzurufen, als ob er sich einer besonderen geistigen Potenz erfreue. Er umhüllt sich gleichsam mit schönen Redensarten, giebt dann aber unversehens einen bemerkenswerthen, unbeabsichtigten Einblick in die Werkstatt seines Geistes, wenn er zum Beispiel Folgendes verkündet: „Ich halte — um es gleich heraus zu sagen — die Don Quigote-Idee des großen Miguel de Cervantes für eine der bedeutungsvollsten Aeußerungen des dichtenden Menschengesistes überhaupt und stelle sie unbedenklich neben die großen Probleme des Hamlet, Faust, Manfred, Brand u. s. w.“ Ganz gewiß: wir haben nur auf Herrn Kienzl gewartet, um

dieser abgründigen Weisheit theilhaftig zu werden. Wer hat auch vorher Cervantes gekannt, wer hat seinen Roman geschätzt? Herr Kienzl mußte kommen, um uns aufzuklären, — und so werden die Manen des großen Cervantes, denen er seine Tragikomoedie gewidmet hat, ihm sicherlich die schuldige Anerkennung nicht versagen. Cervantes, Shakespeare und Goethe bilden das Dichtertriumvirat, das in den drei Gattungen poetischer Darstellung, im Epischen, Dramatischen und Lyrischen, das Höchste hervorgebracht hat, sagt Heine. Herr Kienzl vervollständigt den Ausspruch und fügt Byron und Ibsen „u. s. w.“ dem Triumvirat zu. Herr Kienzl giebt sogar Aufschluß darüber, weshalb er die Don Quixote-Idee des großen Miguel de Cervantes für eine der bedeutungsvollsten Aeußerungen des dichtenden Menschengeistes überhaupt hält. Es wäre ihm sonst nämlich „die ewige Jugend“ des nun fast dreihundertjährigen berühmten Werkes, „das in bisher 1324 verschiedenen Ausgaben und in fünfzehn Sprachen gedruckt worden ist, unerklärlich.“ Ich glaube, Herr Kienzl wird nächstens ausfindig machen, daß ein gewisser Ludwig von Beethoven, der die berühmte „Neunte“ geschrieben hat, ein sehr talentvoller Komponist gewesen ist, da es dem Evangelimanndichter sonst unerklärlich wäre, daß Beethovens Werke so häufig aufgeführt werden.

Nun beginnt Herr Kienzl im weiteren Verlaufe seines Aufsatzes seine Intentionen darzulegen, auseinanderzusetzen, weshalb er diesen seiner ähneren Gestalt nach so undramatischen, weil episodenhaften Stoff als Grundlage eines Dramas wählte, und zwar speziell eines musikalischen Dramas. Er meint, die früheren Versuche, den Roman für die Bühne zu verarbeiten, und zwar als Posse, Operette, Ballet, Farce u. s. w., hätten nicht der Grundidee des Romans, welche die Kraft des Idealismus bis zur persönlichen Selbstvernichtung darstelle, entsprochen, außerdem seien nur Bruchstücke, einzelne szenisch dankbare Episoden, verwendet worden. Das Eine wie das Andere scheint ihm des Originals unwürdig und eine Berunglimpfung des Stoffes zu sein. „Dieser durfte nur in seiner Gänze behandelt werden, allerdings — wie ich mir von Anfang an voll bewußt war — ein ungeheuer schwieriges und verantwortliches Unternehmen“. Hoffentlich hat Herr Kienzl zu seinem Nutzen Das nun wirklich eingesehen. Denn soll der Ritter von der traurigen Gestalt auf die Bühne gebracht werden, so hat es weniger extensiv als intensiv zu geschehen. Ein dem „großen Cervantes“ wahrhaft kongenialer Geist würde, wenn er wirklich die Absicht hätte, den „Don Quixote“ auf die Bühne zu bringen, in einer beliebig herausgegriffenen Episode den ganzen Don Quixote uns zeigen. Er würde uns natürlich nicht so rein literarisch kommen wie Herr Kienzl und, da ihm nun einmal die Lecture gefiel, aus dem Don Quixote des epischen Romans durch schlechte Dramatisirung eine Bühnenfigur machen, sondern er würde in freier dichterischer Umgestaltung seinen Don Quixote geben. Man denke sich von Shakespeare den Stoff gepackt und geformt, — oder auch nur von Richard Wagner! Man könnte sich sogar vorstellen, daß Albert Vorping sich auf seine geniale Weise mit dem Stoffe abgefunden hätte. Aus dem Don Quixote des Cervantes wäre dann ein Don Quixote Vorpings geworden, ganz gewiß eine echte, ergreifende und erweiternde Bühnenfigur, in der das seltsamste Gemisch von Tragik und Komik zu schönster Geltung gekommen wäre. Vorping war die starke Persönlichkeit, die in ihrem reichen Besitz auch wohl einen eigenen Don Quixote hatte. Herr Kienzl aber hat seine Ar-

muth bewiesen, da er, weit davon entfernt, einen eigenen Don Quixote auf die Beine zu stellen — denn er hat keinen —, nur einen kläglichen Abklatsch des Originals zu Wege brachte.

Welch eine unüberbrückbare Kluft thut sich zwischen dem Wollen des sich so ungeschickt beweihräuchernden Dichter-Komponisten und dem Können auf, das sich in seiner musikalischen Tragikomödie offenbart, das sich übrigens so unverkennbar schon in seinem glücklicheren Evangelimann offenbart hatte! Wie stolz und selbstbewußt klingt es, wenn Herr Kienzl sagt: „So kommt es, daß die Kapitel des Romanes, aus dem selbstverständlich alle nicht zur Handlung selbst gehörigen Erzählungen ausgeschieden worden sind (selbstverständlich!), völlig durcheinander geschüttelt wurden, also in ein ganz verändertes Verhältnis zu einander gerathen sind, jedoch ohne die geringste Bergewaltigung des Originals, die ich natürlich einem Meisterwerke gegenüber perhorreszire, sobald die Grenzen der sogenannten dichterischen Freiheit überschritten werden, die mir überhaupt gegenüber einem Dichterwerke enger gezogen zu sein scheinen als gegenüber der Geschichte“. Welch neue, wahrhaft verblüffende Ausblicke auf das Brachland seines Intellektes giebt hier wiederum Herr Kienzl! Für einen Dichter von seinen Qualitäten giebt es keine „Grenzen der sogenannten dichterischen Freiheit,“ man müßte sie ihm denn so eng ziehen, daß ein gewaltiger Stoff ihm überhaupt unerreikbaar wäre. Er rühmt sich, seine Ausstattungoper ohne die geringste Bergewaltigung des Originals geschrieben zu haben, und erinnert sich nicht seiner Worte: „Das Selbstlob ist ja unverschämt“. Und, ach, er hat so gar keinen Grund, sich selbst zu loben, denn sein „Don Quixote“ ist eine große Bergewaltigung. Eine Verändigung und Entweihung, so groß, wie wir sie nur je auf der Opernbühne erlebt haben. Was nützt es, daß er die geringste Bergewaltigung des Originals perhorreszirt? Der ist ein weiser Vater, der seine eigenen Kinder kennt; Herr Kienzl kennt sie leider nicht.

Er weist auf das völlig Neuartige seines Unternehmens hin; es soll darin bestehen, daß er die Figur des Don Quixote als einen festen Punkt auffaßt, um den sich die sämtlichen übrigen Figuren in tollem Wirbel drehen, „als die tieftragische Achse einer in herb-genialer Tollheit sich abwickelnden burlesken Handlung“. Abgesehen davon, daß auch darin das völlig Neuartige nicht ersichtlich wäre, ist das Unternehmen gescheitert. Denn wir empfinden seinen Don Quixote nicht als „tieftragische Achse“. Wir empfinden ihn nur als den bedauernswerthen Narren, der von Groß und Klein, von Alt und Jung, von Hoch und Niedrig drei Akte hindurch nach Kräften gehänselt wird. Wir gewinnen keinerlei Sympathien für ihn, denn wir erhalten keine ausreichenden Einblicke in die Welt seiner Phantasmen. Wir befinden uns gleichsam entweder unter den Gästen des Wirthes Tirante oder unter denen des Herzogs. Wir sehen immer nur als Bestandtheil der realen Welt auf den Ritter von der traurigen Gestalt, auf den armen Geisteskranken, und wenden uns, da wir der ununterbrochenen platten Scherze bald überdrüssig werden, gelangweilt und angewidert ab. Wir können uns nicht vorstellen, daß dieser Don Quixote in einer Traumwelt lebt, die ihm in der Schänke ein Schloß, in dem Wirths den Schloßherrn vorgaukelt. Don Quixote mag zehnmal sagen: „Edler Schloßherr“, — wir können uns dennoch nicht in seine Empfindungswelt versetzen, weil unser Auge durch die beständigen realen

Eindrücke keine Illusionen aufkommen läßt. Im Roman mit seinen breiten Schilderungen ist Das etwas ganz Anderes. Dort sind wir in fortwährendem Konnex mit der Idealwelt Don Quixotes; dort läßt uns der Dichter bald die reale Wirklichkeit sehen, bald zieht er den Schleier vor, der sie uns in der phantastischen Beleuchtung, in den grotesken Verzerrungen erscheinen läßt, die die Handlungen des scharfsinnigen Junkers bestimmen und erklären. Herr Kiendl hat zu seinem Leidwesen erfahren müssen, daß die gefesselte Illusion des Theaterzuschauers ihn um seine schönsten Hoffnungen betrogen hat. Diesem fehlt, wie gesagt, der Hauptstüppunkt für das Verständniß des Don Quixote, der auf der Bühne sein Wesen treibt. Er sieht ihn nur als Gegenstand abgeschmackter Possentreisereien und bringt schließlich, nachdem er so lange Mitleiden und Widerwillen empfunden hat, nur ein Gefühl freudiger Erlösung auf, da er sieht, daß endlich der Tod den armen Kranken abberuft. Aus all diesen Gründen ist vielleicht eine Translokation der Don Quixote-Gestalt überhaupt unmöglich. Jedenfalls ist sie ungemein schwierig und nicht so ohne Weiteres durch eine Dramatisirung des Romanes zu bewerkstelligen.

Empfinden wir den Don Quixote des Herrn Kiendl also nicht als „tieftragische Achse“, so sind wir auch nicht im Stande, die Handlung als eine in dergenieler Tollheit sich abwickelnde Burleske aufzufassen. Von einer Handlung kann überhaupt nicht die Rede sein. Denn daß Don Quixote allerlei Abenteuer erlebt und zum Schluß durch die List seiner Richte und ihres Geliebten nach Hause befördert wird und stirbt, kann als Handlung einer umfangreichsten Tragikomoedie nicht ausgegeben werden. Die innere Steigerung, auf die es Herr Kiendl angelegt hat, die psychologische Entwicklung kommt nicht heraus. Wo sie ans Licht möchte, wird sie durch das allzu üppig ins Kraut geschossene Beiwerk überwuchert. Und dieses Beiwerk ist nicht danach angethan, uns für die geschilderten Mängel zu entschädigen. Es hat in seiner Witz- und Humorlosigkeit, in seiner possenhaften Ausgestaltung, besonders im zweiten Akt, nichts von jener dergenieler Tollheit des Romanes, die Herr Kiendl mit so eifrigem Bemühen auf die Bühne verpflanzen wollte.

Nachdem Herr Kiendl in seinem Vorgesagte dann noch einiges recht Vernünftige und Lesenswerthe über den dramatischen Kern des Stoffes, der die Rechtfertigung seines Ausbaues zur Tragikomoedie bilbet, gesagt hat, verräth er noch einige Intentionen, die ihn bei der Abfassung seines Werkes geleitet haben. „Der Allerwelt-Humor im Don Quixote-Stoff ist es, der mir ihn so großartig erscheinen läßt. Von den meisten Lesern wird er aber nicht herausgeföhlt, da er allerdings von der Masse des Lokal-Humors und Wises verdeckt wird. Er liegt mehr zwischen als in den Zellen. Ihn aus den Tiefen herauszuholen, war mein Bestreben. Ich wollte, daß es gewürdigt würde.“ Ja, ja, Herr Kiendl ist ein Riese! Doch sollte man nun meinen, daß sein Libretto von zwerghellerschütternden witzigen und humoristischen Wendungen erfüllt sei. Aber man lese es. Von den meisten Lesern werden sie nicht herausgeföhlt werden. Vermuthlich wird nun erst ein Helfer kommen müssen, der den Humor aus der Höhe wieder herunterholt. Herrn Kiendl steht es natürlich außer Frage, daß er sich ein Verdienst erworben hat. Statt zu sagen: „Ich wollte, daß es mir gelungen wäre“, sagt er schlechtweg: „Ich wollte, daß es gewürdigt würde!“

Die Satire in Cervantes' Roman scheint Herrn Kiengl nebenächlich zu sein. Allerdings wollte Cervantes einen satirischen Roman schreiben, um die erlogenen und unsinnigen Geschichten der Ritterbücher dem Gelächter der Welt preiszugeben. Daß er mehr gegeben hat als die bloße Satire, verdankt er seinem Genie. „Offenbar bezweckte er nur eine Satire gegen die erwähnten Romane“, schreibt Heine in seiner bekannten Einleitung zum Don Quixote, „die er durch Beleuchtung ihrer Absurbitäten dem allgemeinen Gespötte und also dem Untergange überliefern wollte. Dieses gelang ihm auch aufs Glänzendste. Aber die Feder des Genius ist immer größer als er selbst, sie reicht immer weit hinaus über seine zeitlichen Absichten, und ohne daß er sich Dessen klar bewußt wurde, schrieb Cervantes die größte Satire gegen die menschliche Begeisterung.“ Nun, Herr Kiengl, dem diese Satire „als ein roher Kampf mit Windmühlen“ erscheint, wollte dennoch auf „dieses Ingrediens des Romans“ in seinem Werke nicht verzichten; und so gestaltete er den ganzen zweiten Akt zu einer Satire auf die längst begrabene Gattung der „Großen Oper“, so daß „die Satire des Romanes auf ein anderes, uns heute näher liegendes (ästhetisches) Gebiet hinüber gelenkt wurde. So wie dort ist sie also auch hier nur eine Begleiterscheinung Dessen, was der Dichter eigentlich darstellen wollte“. Der Dichter Cervantes und der Dichter Kiengl! Es muß eine Sammlung veranstaltet werden, um ihnen ein Doppelmonument zu errichten... Ist die Große Oper wirklich eine schon längst begrabene Gattung? Hat Herr Kiengl wirklich Veranlassung, auf Meyerbeer, Rossini und ihre Genossen verächtlich herabzusehen? Sind sie nicht Riesen neben ihm? Reicht er ihnen in der Kraft der Erfindung und in der Meisterung der Technik auch nur das Wasser? Hat er vergessen, daß es einen sehr genialen Parodisten gegeben hat, daß dieser Parodist Offenbach hieß und im kleinen Finger mehr konnte als Herr Kiengl von der Sohle bis zu seinem Vordenhaupt? Das Ergößlichste ist, daß Herr Kiengls Satire auf die Große Oper vollkommen latent bleibt. Hätte er nicht geplaudert, so hätte kein Mensch seine „Intention“ errathen. Er hat aber noch mehr Intentionen, unter anderen die, seiner Musik die Aufgabe zuzuweisen, die edle Innenseite des „Helden“ zu malen, während gleichzeitig dessen lächerliche Außenseite durch die Realität der Bühnenvorgänge dargestellt wird. Daß so Etwas nicht möglich ist, darüber wird ihm die Aufführung seines Werkes wohl Klarheit verschafft haben.

Herr Kiengl ist keine komplizierte Natur. Er ist aber eine Natur, die sich um Alles in der Welt komplizieren möchte, — ein Vorhaben, das nur dazu führt, ihn zu verwirren und in die Irre zu leiten. Er hat seine Ideale und treibt „die Kraft des Idealismus bis zur persönlichen Selbstvernichtung“. Ganz wie Don Quixote, der schwach sinnige Junker von La Mancha. So ist es gekommen, daß der Dichter-Komponist der eigentliche Held seiner Tragikomoedie geworden ist. Er ist ausgezogen, um Kämpfe zu bestehen, in denen er unterliegen mußte. Aus der idealen Welt seiner Träume oder „Intentionen“ ist er jählings in die reale Welt seiner unzureichenden Kräfte zurückgesunken. Sein Glück war das „musikalische Drama“ und die Verachtung der „Großen Oper“. Möge er, der so manches Gute über seine Kunst und so manches Schöne in seiner Kunst zu sagen weiß, nun die Angelpunkte seines Talentcs erkennen lernen.



## Italien und Frankreich.

Zwischen Paris und Rom wurde zwar sehr heimlich verhandelt; immerhin aber fiel vierzehn Tage lang die Festigkeit der italienischen Rente auf. Etwas muß also doch in die französischen Finanzkreise durchgedrungen sein. Natürlich sah man in den Käufen nur den Wunsch eines abundanten Landes, sich gute Anlagen zu verschaffen. Schon seit zwei Jahren sind die Franzosen, trotz allem Haß gegen den Dreibundstaat, bei dieser Arbeit. Schließlich muß doch eine Nation, die für ihre stagnirende Industrie kein neues Geld herzugeben braucht, ihr Baarmittel anlegen; und da Deutschland durch die Affidavit- und sonstigen Chicanen Crispis zum Verkauf seiner Italiener getrieben wurde, war auch Das ein Reiz für die Franzosen, als Käufer einzugreifen. Freilich haben wir noch immer sehr große italienische Effektenbestände, besonders in garantirten Papieren. Auch braucht Italien heute eine kapitalistische Hilfe nicht mehr so dringend wie z. B. in der Zeit, wo das Königreich seinen Rüstungen erlag, von Frankreich handelspolitisch boykottirt wurde und sich an Bismarck Klammern mußte, um bei unseren Banken und unseren Weininteressenten Unterstützung zu finden. Eintagskalkulatoren wurden damals nicht müde, auszurechnen, wie viel wir, dank unserer „Vermengung“ von Politik und Finanz, an den verkauften Russen und gekauften Italienern verloren. Ein billiges Vergnügen; denn da die Grundlage jeder wirtschaftlichen Entwicklung das Sicherheitsgefühl des Staates bildet, war es für die Deutschen während dieser Krisis klug und rentabel, Italien um jeden Preis zu stützen. Galt diese Hilfe einem Unheilbaren? Das ist eine für uns wichtige Frage.

Von den grausigen Nothständen im Süden des Landes darf man sich nicht den Blick trüben lassen, wie es manchen theoretisch gebildeten Reisenden geschehen ist, die nach einem Aufenthalt in Neapel und Sizilien noch heute schnell ihre italienische Rente verkaufen. Ein Land kann Provinzen haben, wo der größte Theil der Bevölkerung durch den Druck und die Ausföhrung von Latifundienbesitzern verwaist und die öffentliche Sicherheit gefährdet ist, die Ausgrabungen können stocken, — und dennoch kann zugleich die Industrie einen Aufschwung nehmen und die Ziffer der Sparkasseneinlagen kann steigen. Man darf nicht übersehen, daß Italien sich eine recht nützliche Schutzollpolitik geschaffen hat; gerade dort bieten sich aber der industriellen Entwicklung auch noch andere Vortheile: billige Arbeitslöhne und überaus reiche Wasserkräfte, die in solcher Ausbeutungsfähigkeit nur noch in Skandinavien zu finden sein dürften. Starke Wasserkraft allein thut nicht; sie muß auch im Winter nicht zufrieren und im Sommer nicht austrocknen. Mit einem ungünstigen Umstande haben freilich viele italienische Fabriken zu rechnen: sie konnten nicht immer da errichtet werden, wo ihnen später moderne Kraftübertragungen winken mochten, und so haben sie für Kohle zu sorgen, die dort theuer bleibt. Trotzdem sind die Italiener rüstig vorwärts gekommen; sie decken schon heute in wichtigen Artikeln nicht nur den heimischen Bedarf, sondern konkurriren auch auf dem Weltmarkt, mit ihren Baumwollfabrikaten sogar in British-Indien. Dieser Fortschritt könnte auch uns schädlich werden, selbst wenn nicht, wie es in Folge des neuen Handelsvertrages mit Frankreich jetzt geschehen wird, noch der französische Wettbewerb hinzukäme. So scheinen die Italiener die Absicht zu haben, ihren nicht geringen Zuckerverbrauch selbst zu

beden; deutsche Maschinenfabriken (ich höre von Halle, Braunschweig, Sangerhausen) werden sich wohl um die Wette beeilen, die sehr kostspieligen Maschineneinrichtungen nicht allein zu liefern, sondern auch zu kreditiren. Wahrscheinlich übernehmen sogar Deutsche einen Theil des Aktienkapitales dieser Unternehmungen. Es scheint sich um einen großen Plan zu handeln; und Unterhändler, die damit zu thun haben, sprachen mir ganz offen von vierzig Zuckerrfabriken, die für Italien in Aussicht genommen seien. Natürlich lassen sich so viele technisch doch recht komplizirte Etablissements nicht aus dem Boden stampfen; aber die deutschen Zuckerproduzenten mögen sich vorsehen! Der Tag rückt immer näher, wo andere Länder sich selbst mit Zucker versorgen werden, um nicht noch länger von der vorge-schrittensten Industrie Europas abhängig zu sein. Den — einstweilen mindestens — letzten Gewinn wird uns dann die einmalige Maschinenlieferung bringen.

Den Hauptvortheil Italiens will man in der Wiederkehr seiner alten Weinausfuhr nach Frankreich sehen. Aber wenn die Franzosen für mehrere Viertel ihres „echten“ Bordeaux die Weine des Nachbarn willkommen heißen, so haben doch auch sie dabei einen beträchtlichen Nutzen. In sechs Jahren, von 1881 an, konnte der italienische Weinabsatz nach Frankreich von 72 auf über 97 Millionen Frcs. steigen; im vorigen Jahr hatte er nur noch einen Werth von einer Million Frcs. Das zeigt, wie schwer die Bordeauxproduzenten die Politik ihrer Regierung empfunden haben mögen, die sie durch die erhöhten Zollsätze zwang, den fremden Zufuhr entbehren zu lernen. Uebrigens war die Ziffer von 97 Millionen Frcs. ungeheuerlich, da es sich angeblich doch nur um einen Zufuhr zu den französischen Sorten gehandelt hat, also um solche Verschnittweine, die zu etwa 50 Frcs. pro Hektoliter abgegeben werden. Man muß deshalb kühnhaft annehmen, daß die Franzosen damals auch edlere italienische Weine kauften, um sie mit der Hilfe der allmächtigen Chemie in „echte“ Bordeaux umzutauschen. Daß später Spanien zum Theil wenigstens Italien zu vertreten hatte, sieht man aus den Bemühungen, die von Madrid aus jetzt in Paris gemacht werden, um auch den spanischen Weinen neue Zollerleichterungen zu verschaffen. Leicht wird Das gerade jetzt nicht sein, da die französischen Inhaber der kubanischen Schuld sich von Spanien eben so verlassen sehen wie von der Union und da ferner die Spanier von den Franzosen noch eine Milliardenanleihe verlangen. Zu Verschnittweinen benutzt übrigens der Süden Frankreichs auch die tunesischen Sorten sehr stark; diese Thatsache scheint unseren selbstbewußten Handelsjournalisten allerdings noch nicht bekannt zu sein.

Was könnten nun die französischen Exporteure durch den neuen Handelsvertrag gewinnen? Italien empfing früher von ihnen viermal mehr Wollenwaaren als jetzt. Das ist vielleicht das einzige Gebiet, wo die Aussichten sich bessern und Deutschland und Oesterreich mehr zurücktreten könnten. Dagegen glauben die honer Kaufleute wohl selbst nicht, daß sie den früher achtmal größeren Seidenexport gegen Mailand und Turin zurückgewinnen werden. Baumwollwaaren bezog Italien schon im Jahre 1887 nur noch für  $5\frac{1}{2}$  Millionen Frcs.; diese Werthsumme ist seitdem auf den zehnten Theil gesunken. Hier ist, wie bereits erwähnt, Italien selbst ungemein leistungsfähig geworden. Was Metallwaaren betrifft, die in der Kampfzollzeit von  $5\frac{1}{2}$  auf  $1\frac{1}{2}$  Millionen gefallen sind, so ist Deutschland darin ein gesuchtes Bezugsland geworden. Im Allgemeinen ließ sich seit der Zeit des Bruches zwischen Italien und Frankreich kaum

sagen, auf welcher Seite die größere Rinderausfuhr zu suchen war, da die Jahreszahlen wechseln und bald das eine, bald das andere Land mehr geschädigt schien.

Wichtig ist aber auch, daß künftig die Republik sich wieder an italienischen Geschäften aller Art kapitalistisch theilnehmen wird, selbst wenn für einzelne Gründungen die jetzt sehr beliebte, weil bequeme brüsseler Börse vorgezogen werden sollte. Man muß bedenken, daß die französischen Großbanken ihre ungeheuren Deposten nicht in ausländischen Unternehmungen anlegen dürfen; dagegen pflegen sie Transaktionen, selbst bis zu 100 Millionen, in ihrer Kundschaft leicht unterzubringen. Das wird ihnen jetzt, nachdem der politische Bann von Italien genommen ist, viel leichter werden; und so wird wohl auch der französische Handel, nach moderner Art, oft die vom Großkapital vorher gewiesenen Wege wandeln. Diese Gunst einer plötzlich veränderten Lage haben, wie ich höre, denn auch intelligente Finanzleute rasch zu erfassen verstanden; sie sind dabei vorurtheillos genug, von Frankreich nur das Geld, von Deutschland aber die eigentliche Industrie zu fordern. Unsere Technik steht eben jetzt so hoch, daß sie von den auf diesem Felde passiven Ländern ohne Schaden kaum umgangen werden kann. Wenn wir nun Italien, wie es ja seit Jahr und Tag geschieht ist, große Fabriken, Straßenbahnen, Elektrizitätswerke u. s. w. als selbständige Gesellschaften hinstellen, brauchen die pariser Banken die Scheu ihrer Kundschaft vor einer Theilnehmung von jetzt an nicht mehr zu fürchten. Die deutsche Adresse ist ja nicht immer bemerkbar; scheinbar handelt es sich um italienische Gesellschaften, die fremdes Kapital meist nur für eine Weile gebrauchen, denn besonders elektrische Werke nimmt das Publikum der italienischen Städte langsam selbst auf. Auch die italienische Rente flieht allmählich ja in ihr Heimathland zurück. In Mailand z. B. giebt es eine Sparkasse, die für über 700 Millionen Lire Einlagen aufweist. Da gerade Mailand fast 30 000 Deutsche zählt, so sei bei dieser Gelegenheit überhaupt auf das deutsche Element in Norditalien hingewiesen, durch dessen Eigenart das ganze dortige Geschäftswesen vortheilhaft beeinflusst wird. Damit ist natürlich mehr die Solidität als der eigentliche Handelskann gemeint; denn in ihrer Eigenschaft als Kaufleute und Bankiers entwickeln bekanntlich die Italiener eine Feinheit, ja, ein Raffinement, daß unsere Hochfinanz sich sehr anstrengen muß, um in Rom nicht überlistet zu werden. Für die deutschen Unternehmerinteressen wäre es aber, da heute nun einmal unser Baarvermögen industriell festgelegt ist, nur wünschenswerth, wenn die italienischen Konfortalgeschäfte nicht mehr als unfranzösisch geachtet würden. Wo wir uns freimachen können, ohne unseren eigentlichen Arbeitsmarkt zu schädigen, werden wir es gewiß sehr gern thun. Wir, — nämlich die deutschen Kapitalisten.

Nur italienische Rente sollten unsere Sparer nicht allzu reichlich abgeben. Früher hatte das deutsche Publikum ungleich mehr gute fremde Anlagen als heute; es sei nur an Egypter und United States Bonds erinnert. Das giebt insofern einen großen Rückhalt, als es in Zeiten ernster Befahren sehr mißlich bleibt, sich auf die Eingänge aus inländischen, dann ziemlich unterkäuflischen Wertpapierpiereen allein zu verlassen. Frankreich konnte seine Milliardenschuld nur deshalb so rasch abtragen, weil die Franzosen ihre Bestände an auswärtigen Werthen verkaufen, d. h. zu Geld machen konnten. Diese Erwägung der Vorsicht sollte auch bei noch so großer Begeisterung für die deutsche Industrie nicht vergessen werden.

Pluto.